

**Carlo LEJEUNE & David ENGELS (Hg.): Grenzerfahrungen. Eine Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens. Band 1: Villen, Dörfer, Burgen (Altertum und Mittelalter), Eupen: Grenz-Echo Verlag, 2015; 301 S.; ISBN 978-3-86712-104-0; 29,95 €.**

Der erste Band der Reihe „Grenzerfahrungen. Eine Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens“ ist der Geschichte dieser Region im Altertum und im Mittelalter (ca. 500 v. Chr. bis 1500 n. Chr.) gewidmet. Er behandelt die Geschichte eines Raumes, der seit dem Altertum von Grenzen verschiedenster Art durchzogen ist. Die „Grenzerfahrungen“ konnten im Laufe der Zeit stark variieren. Lag das Gebiet der heutigen Deutschsprachigen Gemeinschaft in der Antike noch an der Peripherie von Zentren wie Trier, Köln und Tongern, so rückte es im frühen Mittelalter als Stammland der Merowinger und Karolinger in das Zentrum des Geschehens. Alte Zentren blieben zum Teil neben neuen bestehen, alte Grenzen verschwanden, während neue entstanden. Diesem Wandel mit seinen Brüchen und Kontinuitäten gehen die Autoren des Bandes nach. In 16 Kapiteln entwerfen sie die Geschichte einer Grenzregion bzw. eines Durchgangslandes zwischen dem germanischen und romanischen Kulturraum, eines Raumes zwischen Peripherie und Zentrum mit seinen lokalen Besonderheiten und überregionalen Abhängigkeiten. Die Herausgeber der Reihe knüpfen mit ihrem Ansatz an eine ganze Reihe aktueller Forschungsfelder an, wie die border studies, raumbezogene Forschungen sowie die Regionalgeschichte in transnationaler Perspektive. Der Band gleitet jedoch nicht in eine methoden- und theoriegeschwängerte Publikation für Spezialisten ab, sondern es gelingt Herausgebern und Autoren, den Forschungsstand kurz (und kurzweilig) auf den Punkt zu bringen und originelle Perspektiven auf die Geschichte der Region aufzuzeigen. Dies zeigt sich bereits im ersten Beitrag („Der Wald als Lesebuch für räumliche Veränderungen“), der sich mit der Definition und der Wahrnehmung von Raum von vorrömischer Zeit bis ins späte Mittelalter beschäftigt. Die Antwort auf die Frage, was den Raum zwischen Maas und Rhein in diesem Zeitraum geprägt hat, mag auf den ersten Blick überraschen: Es ist der Wald und das sich wandelnde Verhältnis zwischen Mensch und Wald. Didaktisch geschickt wird jedem Beitrag ein kurzer einführender Text vorangestellt, der die Leitfragen vorstellt, wie z.B.: „Was haben die Römer uns gebracht?“, „Wie verlief die Christianisierung?“, „Wie entstanden die Grenzen im Laufe des Mittelalters?“, „Wer waren die Träger und die Subjekte politischer Macht?“, „Wie funktionierten die kirchlichen Machtstrukturen? Wie waren sie mit dem Adel verflochten?“. Eine Vielzahl von Abbildungen und Karten sorgen zudem für Anschaulichkeit. Schließlich folgen die

Beiträge zwar der üblichen Chronologie, stellen aber zentrale Themen der Epochen in den Vordergrund.

„Was haben die Römer gebracht?“ – Die Romanisierung. Mit dem in der Forschung heftig diskutierten Begriff der Romanisierung und mit den Prozessen, die man mit diesem Begriff zu beschreiben versucht, beschäftigen sich zwei Artikel („Der Raum zwischen Maas und Rhein in vorrömischer und römischer Zeit“; „Herrschaftsstrukturen des Römischen Kaiserreiches“). Während man für die vorrömische Zeit v.a. auf archäologische Quellen angewiesen ist – ein schönes Beispiel dafür liefert der Beitrag zu den keltischen Hügelgräbern von Grüfflingen und Neundorf –, ist man über die Zeit der Eroberung Galliens dank Caesars *Commentarii de Bello Gallico* besser informiert. Offenbar war das Gebiet zwischen Maas und Rhein bereits in der Antike eine Übergangsregion – in diesem Fall zwischen germanischen und keltischen Stämmen. Mit der Neuordnung Galliens durch Kaiser Augustus und der Anlage neuer Verwaltungszentren, wie Tongern, Köln und Trier, lag das heutige Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft an der Peripherie dieser Zentren und erstreckte sich über die späteren Provinzen *Germania Inferior* und *Belgica*. Fasst man die Situation in der Antike kurz zusammen, so befand sich das Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft zwischen Göhl und Our im „Schnittpunkt von drei wichtigen Städten, von zwei Provinzen und zwei großen Völkergruppen“ (S. 76). Erschlossen wurde es durch mehrere Römerstraßen. Archäologische Funde aus der Römerzeit sind in diesem Gebiet jedoch selten. Die *villa* von Montenaus, die in einem Beitrag vorgestellt wird, bildet hier eher die Ausnahme. Wie moderne Grenzen zu neuen archäologischen Erkenntnissen führen können, zeigt der Beitrag über die aus einer merowingischen Urkunde bekannte *via Mansuerisca*. Um Transport- und Zollkosten zu vermeiden, legte man Ende des 18. Jh. neue Verbindungswege an und stieß dabei auf eine alte, bis in die spätrömische Zeit zurückgehende Straße. Auch wenn die Forschung hier mehr Fragen aufwirft als beantwortet, zeichnet der Beitrag doch ein spannendes Stück Forschungsgeschichte nach.

In der Diskussion, ob der Übergang von der Spätantike zum Mittelalter eher durch Brüche als durch Kontinuitäten bzw. Transformationen geprägt ist, spielt das Christentum eine wichtige Rolle („Die Christianisierung des Gebietes zwischen Maas und Rhein in spätrömischer Zeit“). Eine erste Christianisierungswelle setzte im 4. Jh. ein, wofür die Existenz von Bischöfen in den städtischen Zentren Tongern, Köln und Trier spricht. Die archäologischen Hinweise, die die Autorin für die Existenz christlicher Gemeinden im 4. Jh. für Köln anführt, sind in der Forschung gerade in den letzten Jahren viel diskutiert worden. Diese Diskussion sollte nicht ignoriert werden, da sie eine kirchliche Nutzung der Vorgängerbauten des Kölner Domes sowie von St. Ursula und St. Gereon frühestens für das 5. Jh., eher aber für das 6. Jh. annimmt. Für Trier ist zwar ein Großkirchenbau bereits für das 4. Jh. belegt, allerdings keine Verehrung der Märtyrer der Thebäischen Legion. Verlässliche Hinweise auf die Präsenz von Christen außerhalb der städtischen Zentren bzw. auch außerhalb der *vici* und der spätrömischen Kastelle sind jedoch selten und fehlen für das Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft offenbar ganz.

Auch im Mittelalter wurde das Gebiet zwischen Göhl und Our durch vielfältige Grenzen und die Lage zu alten und neuen Zentren geprägt („Machtkämpfe, Übergänge und Umbrüche bis um das Jahr 1000“). Dazu gehören die bereits erwähnten

Klöster, aber auch die Königshöfe („Geschichte mit bruchstückhaftem Charakter – Das Schicksal eines ‚wilden‘ Raumes“) und Burgen („Mittelalterliche Burgen zwischen Göhl und Our“) sowie die Nähe zur wichtigen Königspfalz Aachen. Die Grenzen blieben jedoch im Fluss, und so ändert sich auch die Zugehörigkeit der Untersuchungsregion. In der Merowingerzeit gehörte das Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft zur *Francia Rhinensis*, dem späteren Austrien bzw. Austrasien. Im Vertrag von Verdun (843) kam es zu Lotharingen, ab 870 wurde es zunächst zwischen dem Westfränkischen und dem Ostfränkischen Reich aufgeteilt und schließlich ganz dem Ostfränkischen Reich zugesprochen. Als Teil des Herzogtums Lothringen gelangte es später zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Die Grenzlage manifestierte sich auch in den späteren Sprachgrenzen, die das Gebiet durchzogen und denen ein eigener Beitrag gewidmet ist („Von Volkssprachen, Schreibsprachen und Sprachwerdung in Kontaktzonen“). Drei Beiträge beleuchten schließlich die Geschichte des Untersuchungsraumes bis ins Spätmittelalter hinein („Abgerundete Herrschaftsbereiche, Städte und Märkte im Spätmittelalter“; „Wirklichkeit und Ausdruck von Macht und Herrschaft“; „Kirchliche Herrschaft und machtpolitische Ausstrahlung“). Im Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft trafen wieder konkurrierende Herrschaftsinteressen aufeinander. Das Erzstift Köln, die Grafschaften Jülich und Luxemburg, die Herzogtümer Brabant und Limburg sowie das Stift Lüttich gingen mehrfach wechselnde Bündnisse ein. In dem Maße, wie sich das Königtum aus der Region zurückzog, erweiterten kleinere Herrschaften ihren Machtbereich, Landesherrschaften lösten die Grundherrschaften ab, v.a. infolge des Investiturstreites bildeten sich stabile kirchliche Herrschafts- und Besitzverhältnisse heraus.

Ebenso wie in vielen nationalen Geschichtsschreibungen des 19. Jh. spielte das Mittelalter für das Gebiet der Deutschsprachigen Gemeinschaft eine wichtige Rolle für die Herausbildung einer nationalen bzw. regionalen Identität. Den verschiedenen Arten der Geschichtserzählung geht der letzte Beitrag des Bandes nach („Die verschwundene Antike und das instrumentalisierte Mittelalter“). So zeigt Carlo Lejeune, dass auch im 20. Jh. das Mittelalter sowohl von belgischer als auch von deutscher Seite instrumentalisiert wurde, um die Zugehörigkeit des Gebietes zum jeweiligen Staat zu rechtfertigen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Band einen fundierten und abwechslungsreichen Überblick über die Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft bietet. Abwechslungsreich sind nicht nur die Perspektiven, unter denen die Geschichte in den Blick genommen wird – wobei der rote Faden immer die Grenzsituation des Untersuchungsraumes bleibt. Abwechslungsreich wird der Band auch durch die verschiedenen Disziplinen und damit die unterschiedlichsten Quellen, die zu Wort kommen. Historiker, Archäologen, Kunsthistoriker und Germanisten geben nicht nur einen geschichtlichen Überblick, sondern auch vertiefende Einblicke in einzelne Aspekte, seien es alte Straßenverläufe, wichtige Burgen oder mittelalterliche Wandmalereien im Ourlal.

**Andrea Binsfeld**

**Carlo LEJEUNE (Hg.), Grenzerfahrungen. Eine Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens. Bd. 2: Tuche, Töpfe, Theresianischer Kataster (1500-1794), Eupen: Grenz-Echo Verlag, 2016; 358 S.; ISBN 978-3-86712-108-8; 29,95 €.**

Der zweite Band der Reihe Grenzerfahrungen. Eine Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens trägt den fast schon irreführend bescheidenen Titel Tuche, Töpfe, Theresianischer Kataster (1500-1794). Die Beiträge zu Textil- und Keramikproduktion und deren Vertrieb betten die lokalen Fallbeispiele der Eupener Region und Raerens in breitere Erkenntnisinteressen ein: Es geht um die Geschichte von technischen Umbrüchen, sozialen Konflikten, Arbeitsmigration und globalen wirtschaftlichen Verflechtungen in der Frühen Neuzeit. Weitere Beiträge zur Metallurgie und dem Mühlenwesen bieten ebenso interessante Einblicke in Produktionsweisen, die zwar als ‚vorindustriell‘ gelten, aber das stereotype Bild der Heimarbeit und der ‚Revolution‘, die das industrielle Zeitalter bedeutete, in Frage stellen. „Vergessen wir die Klischees, die wir aus verklärten Grundschultagen oder aus dem Mund engagierter Fremdenführer kennen ...“, heißt es da in Els Herrebouts Aufforderung (S. 116), die für den gesamten Band paradigmatisch scheint, und das mit durchaus revisionistischen Tendenzen. So zeigt Nina Schweisthal die *invented traditions* mancher Alltagsbräuche in ihrem sehr pädagogischen Umgang mit „lückenhaften Quellen“, die herangezogen werden können (oder auch nicht), um vergangene Lebenswelten zu rekonstruieren. Selbstsicherer treten die Autoren baugeschichtlicher Beiträge, Frank Pohle und Georges Calteux, auf. Letzterer beschreibt die ländliche Architektur in Eifel, Ardennen und Ösling, eine pointierte Zusammenfassung seines dreibändigen Werkes *D’Lëtzebuurger Bauernhaus* (1997-1999). Genauso wenig, wie die Spezifika des Luxemburger Bauernhauses nur innerhalb der Grenzen des Herzogtums zu finden sind, kann die Geschichte der Deutschsprachigen Gemeinschaft sich auf deren heutigen Raumausschnitt beschränken. So geht der erste Beitrag von Joseph Dries auf die Flächennutzung und Verbindungswege in Ardennen und Eifel ein, gefolgt von einer eher wirtschaftsgeschichtlich orientierten Darstellung des Herzogtums Limburg von Bruno Dumont und einer anregenden Zusammenfassung der politischen Gemengelage im Herzogtum Luxemburg von Carlo Lejeune und Klaus-Dieter Klauser. Die Komplexität der Herrschaftsverhältnisse wird zudem durch das Fallbeispiel der Herrschaft Reuland von Peter K. Weber mustergültig dargestellt.

Eine klare kartografische Darstellung des Raums, der denn nun behandelt wird, scheint absichtlich nicht eingefügt worden zu sein. Stattdessen enthält fast jeder Beitrag Ausschnitte aus unterschiedlichen zeitgenössischen Karten neben modernen, analytischen Karten. Der Raumausschnitt erscheint somit als höchst variabel, und generell wird von einer Fokussierung auf die heutige Deutschsprachige Gemeinschaft abgesehen. Diese findet man nur in einigen Übersichtskarten zur kirchlichen (Re)organisation (S. 268, 273), die einen anachronistischen Ausschnitt des Grenzgebiets zwischen dem Bistum Lüttich und dem Erzbistum Köln aufzeigen. Nichtsdestotrotz erlaubt auch dieses Fallbeispiel Rückschlüsse auf allgemeinere Forschungsfragen, und in seinem Schlusskapitel thematisiert Carlo Lejeune genau diese Fallstricke des ‚methodologischen Patriotismus‘. Ein Vorwurf, den im Übrigen auch die Forschung zu Luxemburg sich oft gefallen lassen muss und den dieser

Band – bis auf den Namen der Reihe – elegant zu umschiffen weiß. Gleichzeitig ist es natürlich auch Verlagspolitik und überhaupt Politik, die die Geschichte einer heutigen Gegend verlangt, und nicht jene eines vergangenen räumlichen Zusammenhangs (der zudem auch schwer zu erfassen ist, weil er nicht statisch und immer multipel war).

Auch wenn hier nicht auf alle Beiträge des Bandes im Einzelnen eingegangen werden kann, ist die Diversität der Ansätze hervorzuheben. Neben sprachhistorischen Abhandlungen zum ‚Quartier wallon/Quartier allemand‘ und zum Übergang von Schreibsprachen zu Schriftsprachen finden wir Abhandlungen zur Volksfrömmigkeit und zu den Hexenverfolgungen. Jeder Beitrag ist reich bebildert, und die meisten Bildquellen dienen nicht nur der Illustration, sondern werden eigens analysiert. Ein Namens- und Ortsregister fehlt leider zur besseren Handhabung. Der Band richtet sich an eine breite, historisch interessierte Leserschaft und bietet zum Teil neue Erkenntnisse, in jedem Fall aber lesenswerte Zusammenfassungen der aktuellen Forschung.

**Sonja Kmec**

**LEJEUNE, Carlo/BRÜLL, Christoph (Hg.), Grenzerfahrungen. Eine Geschichte der deutschsprachigen Gemeinschaft Belgiens. Band 5. Säuberung, Wiederaufbau, Autonomiediskussionen. 1945-1973, Eupen : Grenz-Echo Verlag, 2014; 288 S.; ISBN 978-3867120869; 29,95 €.**

Le cinquième tome de *Grenzerfahrungen* aborde une période, allant de 1945 à 1973, qui fut celle de profonds bouleversements. Le premier, comme partout ailleurs en Europe occidentale, fut de nature économique et, par ricochet, fut social et culturel. La mécanisation de l’agriculture et l’installation de nouvelles activités, notamment dans la zone industrielle de Saint-Vith, ont permis une forte hausse du niveau de vie et transformé la société rurale traditionnelle en société de consommation. Tandis que les habitants adoptaient un mode de vie « bourgeois », les paysages étaient eux aussi transformés par la construction d’infrastructures touristiques, de supermarchés, de quartiers pavillonnaires pour les nouvelles classes moyennes et de l’autoroute A3 qui désenclava la région et rétablit le lien avec l’Allemagne.

Sur le plan politique, la désagrégation de la Belgique, entamée dès l’immédiat après-guerre avec la Question royale, accélérée dans les années 1960, apporta aux habitants germanophones des Cantons de l’Est la divine surprise de l’autonomie culturelle. Cette communauté traumatisée par la ré-annexion au Reich et les années de guerre, qui – du moins dans la sphère publique – en refoulait le souvenir derrière un belgicisme de bon aloi et un attachement sans faille à la dynastie royale, fut alors, à sa propre stupéfaction, encouragée à administrer son particularisme linguistique et culturel. Cette situation contribua à éroder le monopole politique du parti chrétien social (CSP) tout comme le monopole médiatique du quotidien catholique *Grenz-Echo*. Des institutions, des partis et des hommes politiques nouveaux apparurent tandis que l’édition belge de l’*Aachener Volkszeitung* et les émissions en allemand de la radio belge permettaient d’aborder l’actualité – et le passé – d’une façon neuve.

Ce qui frappe le lecteur, c'est que ces années, qui furent à proprement parler révolutionnaires pour l'actuelle Région germanophone de Belgique, ne furent marquées ni par le militantisme hédoniste qui faisait alors vibrer les étudiants allemands, français ou américains, ni par la violence post-soixante-huitarde ou autonomiste. Cette société se métamorphosa dans une sorte de continuité, dont témoigne le rôle crucial que jouèrent des cadres catholiques dans l'ensemble des transformations. C'est un prêtre, Ernst Servais, qui, en 1965, lança l'«*Aktion Heiße Eisen*» engageant une réflexion poussée sur les réformes nécessaires aux niveaux social et politique; c'est par les écoles secondaires catholiques, en premier lieu le Collège Patronné d'Eupen et l'École épiscopale de Saint-Vith, que sont passés ceux qui ont pris en main le changement; c'est également entre ces deux établissements que fut mené le débat sur l'autonomie culturelle et linguistique.

*Grenzerfahrungen 5* est une excellente synthèse sur les Trente Glorieuses dans un territoire bien défini – on remarquera au passage qu'une telle synthèse manque au Luxembourg. Il est toutefois à souligner qu'une évolution majeure de l'époque, la croissance phénoménale des effectifs de l'éducation secondaire et du nombre d'étudiants, bien qu'évoquée au passage par Carlo Lejeune, n'a pas droit à un article à soi. Or, la modernisation économique et institutionnelle ainsi que l'autonomisation n'auraient pas été envisageables sans la révolution éducative. Un autre sujet qui est évoqué dans plusieurs contributions mais en aurait mérité un à lui tout seul est l'épuration d'après-guerre, qui fut pourtant extrêmement sévère dans les Cantons de l'Est. Cette absence est d'autant plus remarquable que des historiens comme Lejeune, Christoph Brüll, Peter Quadflieg ou Andreas Fickers, qui ont contribué à cet ouvrage, n'ont pas pour habitude de circonvenir la question de la collaboration.

Enfin, au-delà de la qualité des contributions et de leur diversité, ce tome de *Grenzerfahrungen* propose un récit téléologique simple mais fort: l'histoire de ces années serait celle d'un *Grand Réveil* – pour emprunter un terme forgé par les Québécois, autre minorité linguistique en quête d'autonomie à cette époque. Les Germanophones d'avant se distinguaient par leur *Untertanenmentalität* (p. 26), ceux d'après prirent leur destin en main; les Germanophones d'avant formaient une *Verschweigensgemeinschaft* (p. 282), les historiens d'aujourd'hui estiment que seule la confrontation avec le passé peut faire advenir une société plus sereine et plus démocratique. Ce dont témoigne finalement aussi ce livre, c'est du rapport qu'entretient la communauté germanophone avec son histoire et du rôle que souhaitent y jouer les historiens.

Vincent Artuso

**Katharina Anna GROSS, Visualisierte Gegenseitigkeit. Prekarien und Teilkunden in Lotharingen im 10. und 11. Jahrhundert (Trier, Metz, Toul, Verdun, Lüttich) (MGH Schriften, 69), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2014; LXIV + 388 S.; ISBN 978-3-447-10161-5; 55 €.**

Die gemeinsam von Brigitte Kasten in Saarbrücken und Laurent Morelle von der École Pratique des Hautes Études in Paris betreute und in respektabler Reihe erschienene co-tutelle-Dissertation geht auf regionaler Ebene eine noch wenig

behandelte Frage an, der somit auch eine allgemeine Bedeutung zukommt: die Analyse von Prekarieurkunden und deren Zusammenhang mit den gerade im 11./12. Jahrhundert verbreiteten Chirographen (um den von Groß durchweg benutzten, nach meinem Sprachverständnis nicht ganz zutreffenden Begriff ‚Teilurkunden‘ zu vermeiden). Dazu untersucht Groß den insgesamt zwar respektablen, aber sehr unterschiedlich überlieferten Urkundenbestand der vier Bistümer des Erzbistums Trier (Trier, Metz, Toul und Verdun) sowie des zur Kölner Provinz gehörigen Bistums Lüttich und von zwölf in diesen Diözesen gelegenen Klöstern (St. Maximin, Prüm, Echternach; Gorze, St. Arnulf; St. Èvre, St. Mansuy; St. Vanne, St. Mihiel; Stablo, St. Hubert, Gembloux). Unter den insgesamt 866 Urkunden (darunter 240 Originalen) finden sich 198 Prekarien und 47 Chirographen. Nur aus Trier und Metz sind überwiegend Originale erhalten. Anders als etwa in St. Gallen ist der Bestand daher von vornherein nicht einheitlich überliefert. Eine weitere, entscheidende Schwierigkeit liegt in dem Fehlen moderner, kritischer Editionen. Die Arbeit sieht sich in neuere Fragerichtungen der Diplomatik nach Anwendung und Funktion der Urkunden, dem „Schreibvorgang als Ereignis“, dem optisch visuell gemachten Zeichensystem wie auch der kulturwissenschaftlichen Frage nach der „Reziprozität“ der Schenkungen (als „Gabentausch“) eingeordnet.

Nach einleitenden Vorüberlegungen und einem Überblick über den Quellenbestand richtet sich der erste Teil auf die Strukturen der Urkundenherstellung und behandelt zunächst die „personalen Voraussetzungen“, nämlich die Kanzlei der einzelnen behandelten Bistümer, die hier meist nur aus dem Kanzler und einem Schreiber bestand. Eine kontinuierliche Kanzleitätigkeit ist nur in Trier und Toul nachweisbar, wo auch die meisten Chirographen ausgefertigt wurden. In den Klöstern gab es meist nur einen Schreiber, nur in Ausnahmefällen (wie Gorze oder Stablo) auch einen ‚Kanzler‘.

Im Abschnitt über die Prekarien stellt Groß gegenüber der – allerdings allzu einheitlich gesehenen – „klassischen“ Form des 8. und 9. Jahrhunderts die Veränderungen seit der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts heraus: mehr Leihgeber- als Leihnehmerurkunden mit entsprechend religiöseren und feierlicheren Formen. „Paarurkunden“ beider Beteiligten sind zwar selten überliefert, aber durch entsprechende Formeln bezeugt. Im Anschluss werden Zahl, Anteil und zeitliche Verteilung der Prekarieurkunden der einzelnen Institutionen besprochen, unter denen anfangs die *precaria remuneratoria* dominierte. Der Anteil der Leiheverträge schwankte enorm zwischen 4 % (Verdun) und 28 % (Trier), konnte in einzelnen Klöstern wie St. Maximin aber auch bis zu 60 % erreichen und war in Klöstern höher als in Bistümern. Dem Stand der Leihnehmer nach dominierte der Adel (mit 41 %) vor Bauern (24 %) – aber ist das tatsächlich klar auseinanderzuhalten? – und Klerikern (19 %). Unfreie Leihnehmer waren selten, Frauen zu 18 % beteiligt. Mit den Kloster- und Kirchenreformen brachen Prekarieurkunden teilweise (wie in Echternach) gänzlich ab oder stießen, wie in Toul, auf Kritik. Spätestens nach 1050 wurden Prekarieverträge überall von Leihen abgelöst, während Benefizien sich weiterhin hielten. Inhaltlich wich die anfängliche Beschränkung auf zwei Generationen seit der Mitte des 11. Jahrhunderts der Erbleihe.

Im Anschluss untersucht Groß das sich im 10. Jahrhundert wandelnde, kanzleigemäßer und feierlicher werdende Formular der Prekarieurkunden, in denen die

*petitio* besonders herausgestellt wird. Die wenigen Doppelurkunden brachen spätestens in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ab und wichen den Chirographen, deren Anteil unter den Prekarieurkunden besonders hoch ist, sich aber auf wenige Institutionen (Trier, Toul, St. Arnulf, St. Maximin) beschränkte, in Toul laut Groß ab ca. 931, in Trier spätestens seit 967 aber durchweg verwandt wurde: zwischen 928/931 und 1052 (als letzter Prekarie) verbanden sich vielfach Prekarie und Chirograph. Ein letzter Abschnitt über die Prekarie als soziales System referiert die gängigen Thesen, leider ohne dazu explizit vom eigenen Material her Stellung zu nehmen.

Der zweite Hauptteil ist den Chirographen gewidmet, die begrifflich zwar schon in der Antike bekannt, aber noch nicht durchschnitten waren. Von verschiedenen Möglichkeiten präferiert Groß eine (begriffliche wie formale) Herkunft aus England und eine Ausbreitung im Rahmen des Reformmönchtums, zunächst nach Metz und Umgebung und von hier aus allmählich in andere Teile Lotharingens. Anders als in Frankreich fand die Urkundenform im rechtsrheinischen Deutschland keine große Verbreitung. Ihr Höhepunkt lag im 12. Jahrhundert. Aussteller waren in aller Regel jetzt die kirchlichen Institutionen (was allerdings auch einfach deren wachsendem Anteil an allen Urkunden entspräche), die Empfänger blieben auf das jeweilige Bistum beschränkt. Im Folgenden werden die 24 im Original erhaltenen Chirographen ausführlich nach äußeren und inneren Merkmalen betrachtet. Die beiden Teiltexthe konnten dabei ganz unterschiedlich angeordnet werden (etwa untereinander oder auch in Gegenrichtung). Erfolgte die Teilung anfangs im Text (etwa im Eschatokoll), so wurden dafür bald verschiedene eigene Worte oder Zeichen eingefügt (Schlangenlinien, Monogramme, Namen, auch der Vertragspartner oder von Heiligen, Alphabet oder, wie in England, das Wort *Cyrographum*). Daneben wurden (natürlich) andere Beglaubigungsmittel (vor allem Zeugen und Siegel) verwendet. An inneren Merkmalen fällt auf, dass Chirographen vor allem für Vertragserneuerungen und ausschließlich bei Gegenleistungen verwendet wurden. Oft wird die Teilung in der Urkunde selbst angekündigt. Die dargelegten Funktionen (Beglaubigung, *administratio*, Mitwirkung der Laien, Symbolik durch öffentliches Zerschneiden) betreffen bis auf den letzten Aspekt allerdings nicht nur Chirographen, sondern die Urkunden schlechthin.

Der dritte und letzte Abschnitt bildet eine Synthese als „Geschichte einer Begegnung“ und geht anhand ausführlich besprochener Einzelfälle auf Zusammenhänge zwischen den Anfängen der chirographierten Prekarie und adligen Netzwerken im 10. Jahrhundert sowie zwischen Grafen, Rittern, Lehnswesen und Teilurkunden um 1000 ein: Die veränderten sozioökonomischen Verhältnisse und Rahmenbedingungen, so lautet die These, die man allerdings nicht ungeprüft übernehmen sollte, verlangten nach neuen, flexibleren Formen im Umgang mit dem Landbesitz, die den weltlichen Partner als gleichwertig anerkennen sollten. So gingen als Antwort auf solche Herausforderungen zunächst Prekarie und Chirograph eine enge Verbindung ein, dann wichen Erstere den Leihe- und Pachtverträgen, schließlich, zu Beginn des 12. Jahrhunderts, wurde Letzteres durch das Siegel ersetzt. Aber sind Prekarieverträge, so ließe sich fragen, denn wirklich einseitig? Gab es nicht schon vorher Doppelausfertigungen für beide Seiten? Wie sich die Leihe tatsächlich von der Prekarie unterschied, bedarf meines Erachtens ebenfalls noch einer gründlichen



Untersuchung. Ist die ‚Leihe‘ tatsächlich eine neue Schenkungsform oder nur eine neue Form der Beurkundung, die der schon seit Längerem zu beobachtenden Zunahme von Bischofs- und Abturkunden anstelle von Urkunden des Schenkers entspräche? Könnte sich dahinter (unter anderem) nicht auch weiterhin die Beleihung mit einem zuvor geschenkten Gut verbergen? Das sind m.E. Fragen, die noch der Untersuchung harren, zumal ‚Leihe‘, wie die Betreuerin der Arbeit selbst in einem kürzlich erschienenen Beitrag betont hat, viele Bedeutungen hat und als Begriff noch zu untersuchen wäre. Im Anhang werden zwei ungedruckte Urkunden ediert.

Ein Katalog der Teilurkunden bietet eine bequeme Übersicht, Abbildungsbeispiele vermitteln einen anschaulichen Einblick. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, dass Groß eine gründliche Arbeit sowohl zu den lotharingischen Prekarieverträgen als auch zu den Chirographen und zu den Wandlungen beider Formen im Untersuchungszeitraum vorgelegt hat. In dieser Hinsicht hat ihre Arbeit bleibenden Wert. Weniger überzeugend erscheint mir bei den letztlich geringen Zahlen der postulierte enge Zusammenhang der zwei unterschiedlichen Phänomene: eines inhaltlichen (Prekarie) und eines formalen (Chirograph). Zeitliche Koinzidenz belegt in sich noch keinen kausalen Zusammenhang. In der Kombination inhaltlicher und diplomatischer Aspekte liegt daher die Originalität dieser Arbeit ebenso wie ihre begrenzte „Anwendbarkeit“. Noch weiterer Klärung bedürftig sind ferner die weitreichenden sozialgeschichtlichen Folgerungen. So belegt die Arbeit äußerst präzise die Wandlungen im Urkundenwesen in Lotharingen und bildet hier fortan ein wichtiges Referenzwerk. Über deren Gründe kann sie nicht mehr als Hypothesen bieten.

**Hans-Werner Goetz** (Hamburg)

**Nicolas SCHROEDER, Les hommes et la terre de saint Remacle. Histoire sociale et économique de l'abbaye de Stavelot-Malmedy, VII<sup>e</sup>–XIV<sup>e</sup> siècle, Bruxelles: Éditions de l'Université de Bruxelles, 2015; 358 p. ; ISBN 978-2-8004-1587-1 ; 30 €.**

Ce livre de Nicolas Schroeder, la publication de sa thèse soutenue à l'Université libre de Bruxelles en 2012, est une étude de l'abbaye de Stavelot-Malmedy selon des approches multiples : socio-économique, socio-politique et anthropologique.

Deux parties structurent l'ouvrage. La première présente un historique de l'établissement du 7<sup>e</sup> au 14<sup>e</sup> siècles. Chronologiquement, l'auteur mène son lecteur sur les traces de saint Remacle, les liens de l'établissement avec les princes Pippinides, les réorganisations carolingiennes, l'épisode normand, les abbatiats laïcs et le développement du culte de saint Remacle. Il conteste la thèse classique d'une gestion désastreuse des abbés laïcs (p. 44) et constate que ce sont davantage la constitution de menses séparées au 9<sup>e</sup> siècle, puis le renforcement de l'autorité de l'abbé qui furent des facteurs de séparation entre les deux communautés de Stavelot et de Malmedy. Il remet également en question l'historiographie trop influencée par le discours monastique binaire décadence-réforme (notamment en lien avec les « réformes » de Poppon et Wibald) et propose de voir, plutôt que des périodes de décadence réclamant une réforme salvatrice, de longues continuités face auxquelles les mouvements de réforme se présentent comme une politique de dépassement (p. 223). L'auteur replace l'histoire de l'abbaye dans le cadre de la réforme

grégorienne, de ses liens avec les empereurs, les papes et princes-évêques de Liège. Il évoque encore les conflits avec les comtes de Luxembourg, l'influence papale grandissante et la décentralisation du pouvoir au profit des doyens et des chapitres des deux communautés lors des abbatiats des princes-évêques de Liège au milieu du 13<sup>e</sup> siècle. La première partie s'achève sur l'émergence de la principauté à partir des environs de 1340.

La deuxième partie traite de Stavelot-Malmedy en tant que seigneurie. Au départ d'une définition large (p. 136), Nicolas Schroeder mène à bien une analyse pointue de divers aspects de la seigneurie monastique de Stavelot-Malmedy dans une approche assez novatrice.

Au niveau de l'organisation sociale, il traite des divers statuts sociaux et juridiques de la *familia* pré-carolingienne soumise à une forte ingérence du seigneur abbé; des lentes mais profondes transformations des liens entre dépendants et seigneurs (émancipation de certains dépendants à partir du 12<sup>e</sup> siècle, libérés et franchises rurales, rôle des avoués et sous-avoués); de la communauté villageoise et du binôme seigneur foncier-hautain comme encadrement des dépendants au 14<sup>e</sup> siècle.

La seigneurie étant également une structure de domination, l'exercice du pouvoir (le droit de punir/juger) est analysé, notamment au niveau de ses acteurs et intermédiaires (les officiers à charge administrative ou judiciaire, les échevins, les dépendants spécialisés et représentants de l'abbé, *homines* à fonction militaire du 10<sup>e</sup> siècle). Là aussi, des changements significatifs ont lieu entre le 12<sup>e</sup> et le 14<sup>e</sup> siècle. L'appartenance à une communauté locale avec comme prince un seigneur hautain prend de l'importance, on note la reconnaissance de la communauté comme interlocuteur et personne juridique et une disparition de la catégorie de la *familia*, disparition accélérée par l'affirmation des principautés territoriales. Du lien vertical assuré par la *familia* (vers saint Remacle), on passe à un système privilégiant le lien horizontal (entre paysans).

La seigneurie est aussi étudiée en tant que structure économique. Au départ des «projets» de la communauté (service à l'empire, hospitalité, entretien de la communauté et culte), l'auteur observe l'évolution des besoins (la «demande»), mais aussi de l'organisation de la production et de la circulation des biens et rappelle l'importance et la variété de la production. Il perçoit une période de prospérité matérielle du 10<sup>e</sup> au 12<sup>e</sup> siècle et atteste que le réseau domanial n'était pas uniquement une structure liant des sites de production à un lieu de consommation, mais un réseau largement ouvert, inséré dans un tissu économique plus large. Nicolas Schroeder montre la persistance de certaines structures, mais aussi la variété des stratégies économiques et «l'évolution différenciée» (p. 293) des possessions de Stavelot-Malmedy, comme les modifications du domaine face à l'émergence de nouveaux pôles de pouvoir aux 11<sup>e</sup> et 12<sup>e</sup> siècles, l'échange ou l'abandon de domaines éloignés au profit d'un resserrement volontaire autour de l'abbaye, l'adaptation des redevances et l'augmentation des prélèvements, l'accensement ou la pratique du bail à ferme à partir du 13<sup>e</sup> siècle... L'auteur analyse comment, «entre stabilité et adaptation» (p. 270), Stavelot-Malmedy a réagi aux changements de la société, notamment face à la crise du Bas Moyen Âge, ce qui lui permet de relire l'historiographie classique du démembrement du «grand domaine».

L'approche de Nicolas Schroeder se veut novatrice, basée sur une documentation riche et une méthodologie solide. Il questionne résolument l'historiographie traditionnelle et la dépasse avantageusement. L'auteur relève avec pertinence des indices ténus, cachés entre les lignes de ses nombreuses sources. Son analyse est fine, et le parti de la longue durée (sur huit siècles) rend cette étude d'autant plus appréciable.

J'ai regretté que l'éclairage de la première partie manque parfois de mise en perspective avec d'autres abbayes. Je m'interroge aussi sur l'importance quantitative de cette première partie. Certes, un contexte évènementiel était essentiel, mais au final, on constate que les deux parties évoluent longtemps sans se croiser, et il faut attendre le chapitre 3 de la seconde partie pour que des liens deviennent vraiment visibles. Le choix d'une présentation chronologique a peut-être joué ici. Bien que de nombreuses conclusions intermédiaires ponctuent avantageusement la lecture, un chapitre final fédérateur (les conclusions finales sont assez courtes) ou davantage de reprises transversales auraient pu être profitables. Mais il n'en reste pas moins qu'il s'agit sans conteste d'un travail particulièrement appréciable, pour les amateurs de l'abbaye de Stavelot-Malmedy bien sûr, mais aussi pour les historiens s'intéressant au fonctionnement et à l'évolution d'une seigneurie monastique.

**Marie-Cécile Charles**

**Nils BOCK, Die Herolde im römisch-deutschen Reich. Studie zur adligen Kommunikation im späten Mittelalter (Mittelalter-Forschungen Bd. 49), Stuttgart: Thorbecke 2015, 437 S., 10 Ill.; ISBN 978-3-7995-4368-2; 54 €.**

Konstatierte Werner Paravicini noch im Jahr 2011, dass „die deutschen (und außerdeutschen) Herolde [...] erstaunlich schlecht erforscht“<sup>1</sup> sind, kann dieses Desiderat mit der vorliegenden Arbeit Nils Bocks als eingelöst gelten. Der Autor widmet sich in seiner auf eine Münsteraner Dissertation aus dem Jahr 2012/13 zurückgehende Monographie diesem Thema umfassend, indem er die „Aufgaben und Funktion der Herolde beim Turnier“ (Abschnitt A.2, S. 59-114) und die Entstehung des Heroldsamtes und dessen Institutionalisierung (Abschnitt B, S. 115-220) eingehend erörtert. Eingangs stellt er jedoch als Grundlage dieser Thematik das ritterliche Turnier in seiner Entstehung, Entwicklung und Ausbreitung dar, weil er die Entfaltung des Heroldsamtes damit eng verflochten sieht. Da er die Entfaltung des Turniers historisch vergleichend von Westeuropa in das römisch-deutsche Reich nachzeichnet, beschreibt er zugleich eine Form des Kulturtransfers im Mittelalter (Abschnitt A.1, S. 31-58). In einem dritten Großkapitel wird schließlich der Herold als „Medium adliger Kommunikation“ begriffen und dessen ausgeweitetes Wirken vom 14. bis zum 16. Jahrhundert auch im Bereich der Diplomatie, der adligen Konfliktführung und -beilegung sowie Gedächtniskultur vorgestellt (Abschnitt C, S. 221-326). Damit gelingt es dem Autor, die Rolle des Herolds ausdrücklich aus seiner vorherrschenden Reduzierung auf das Wappenwesen innerhalb der (deutschsprachigen) Geschichtswissenschaft zu befreien.

<sup>1</sup> PARAVICINI, Werner, Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters (EDG 32), München <sup>3</sup>2001, S. 78.

Als „Auslöser für die Entstehung des Turniers“ benennt N. Bock „eine besondere Form des Kampfspiels, das wahrscheinlich im nördlichen Frankreich gegen Ende des 11. Jahrhunderts aufgekommen ist“ und sich im „Wandel der feudalen Kriegstechnik vom frühmittelalterlichen Einzelkampf zum Kampf in geschlossenen Formationen und vom Schwert- zum Lanzenkampf der Reiter“ entwickelt hat (S. 37). „Neben den Elementen des Trainings, welche das Turnier oder die Geschicklichkeitsübungen ohne Gegner boten, belegen schon die ersten Quellenzeugnisse, dass Abenteuerlust und Ruhmsucht ... schnell zu jener Dynamik beitrugen, die das Turnier von einer militärischen Übung zu einer Veranstaltung größter Beliebtheit unter den Adligen wie auch Bürgern machte.“ (ebd.) Bei einer Fokussierung auf die höfische Gesellschaft beschreibt der Autor die Entwicklung des Turniers als eine von West nach Ost verlaufende „Verspielung“, „die besonders eindrücklich am Beispiel König Johanns von Böhmen hervortritt“. Die von diesem „ausgerichteten Prager Turniere von 1319 und 1321 bilden in diesem Zusammenhang, aber auch aufgrund der opulenten Ausstattung und der formalen Ausrichtung als ‚Artushof‘ [...] eine wichtige Etappe innerhalb der Turnierentwicklung im Reich. Sie geben Zeugnis von der erfolgreichen Durchsetzung dieser Art von Ausrichtungen von Turnieren, womit ein Abstand zur westeuropäischen Entwicklung ausgeglichen wurde, der fortan nicht mehr auftreten sollte.“ (S. 56) Im ausgehenden 15. Jahrhundert konnte der Hochadel das adlige Turnier schließlich „immer stärker an seinen Höfen monopolisieren.“ (S. 58)

Innerhalb dessen nahm der Herold seine Entwicklung aus dem Milieu der fahrenden Gaukler und Spielleute hin zum Spezialisten bei der Prüfung der Turnierfähigkeit der Kämpfer innerhalb des stärker formalisierten Turniers im 13. Jahrhundert bis zur gesellschaftlichen Legitimations- und Sanktionsinstanz über die in den Adelsgesellschaften grundlegend anerkannten Normen von Ehre und Treue im 15. Jahrhundert.

Das Aufkommen dieses Amtes und dessen Benennung im französischen Sprachraum wie auch im römisch-deutschen Reich des 12. und 13. Jahrhunderts wird aufgrund einer Auswertung der französischen und vor allem deutschen Lyrik des Mittelalters – höfische Dichtung, Romane und Spruchdichtung – beschrieben. Erst vergleichsweise spät (1367) fand demnach die in der französischen Literatur gebrauchte Vokabel *hérault* (die von N. Bock nicht als althochdeutsches/altsächsisches Lehnwort bzw. Rücklehnwort benannt wird) Eingang in den deutschen Sprachgebrauch. Zunächst wurden hier die der französischen Romanliteratur entnommenen Ausdrücke *garzûne* oder *kroijiaere* verwendet bzw. die Wortgruppe „Knappen von den Wappen“ gebraucht. So unterschiedlich die Begrifflichkeiten auch gewesen sind, kommt der Autor doch zu dem Schluss, dass die Aufgabenfelder der frühen Herolde – in ihrer Abstufung – in beiden Landschaften durchaus vergleichbar waren: Dank ihres Fachwissens war es ihnen möglich, „die aufgrund neuer Helmformen nicht mehr erkennbaren Kämpfer anhand der Wappen zu identifizieren, Namen auszurufen und die Taten der Adligen wiederzugeben und zu bewerten.“ (S. 80, 115, 157 und 327) Den Weg vom Hofunterhalter beim Turnier hin zur festen Etablierung an den Höfen der Adligen vollzogen diese Personen exklusiven Wissens im 14. Jahrhundert, womit die präzise Zuschreibung eines Herolds zu einem Herrn einherging und auch die Vergabe von Amtsnamen, das Tragen der Devisen

der jeweiligen Herren bzw. von Wappenröcken ihrer Herren verbunden war. Die Grundlage der Beschreibung dieses Prozesses bildet die Auswertung zahlreicher Rechnungsbücher, bspw. der holländisch-hennegauischen Grafen, der Rechnungen des Deutschen Ordens (um 1400) oder des (reichs-) städtischen Rechnungswesens (Nürnberg, Augsburg, Regensburg) bzw. der Rechnungen niederrheinischer Städte (Essen, Duisburg, Wesel) u.a.m. Als deren Ergebnis kann N. Bock nicht nur konstatieren, dass sich der Heroldsbegriff nunmehr „zu einer Funktionsbezeichnung entwickelt [hat], die ihren Träger von anderen Hofunterhaltern unterscheidet“, sondern auch, dass es im deutschen Sprachraum im Gegensatz zu Frankreich und den burgundischen Landen „vor allem die Gruppe der Reichsfürsten war, die Herolde in ihren Diensten führte“ (S. 159). Verbunden war dieser Wandel mit einer Institutionalisierung des Amtes selbst, die eine Reglementierung des Verhaltens und der Handlungen der Herolde beinhaltete, aber auch die Anerkennung ihrer Tätigkeit mit sich brachte. Im römisch-deutschen Reich hatten sie als konstitutives Element ihres Dienstverhältnisses einen Amtseid abzulegen, waren als solche ihren Herren verpflichtet, wurden – zunächst im Krieg – als Boten eingesetzt und erweiterten so ihr Wirkungsfeld in den Bereich der Diplomatie. Als Begleiter von Reisenden oder Gesandtschaften konnten sie auch aufgrund ihrer Sprachkenntnisse hilfreich sein (S. 235f.). Allerdings waren Sprachkenntnisse keine zwingende Voraussetzung für das Amt, vielmehr war das Vertrauen des jeweiligen Herren entscheidend für deren Einsatz. So konnten sie in die Konfliktlösung bei Streitfällen unter Adligen eingebunden werden wie auch in verschiedenste zeremonielle Akte, wie der Autor am Beispiel von Hochzeiten, Herrschertreffen, Krönungen, Belehnungen, Ritterpromotionen, Verfahren der Ehrminderung wie auch -minderung oder Begräbnissen vorführt. In diesem Bereich wirkten sie als Kontrollinstanz für den Adel „mit dem Ziel der Aufrechterhaltung des adlig-ritterlichen Verhaltenscodex“ (S. 332).

Nils Bock entfaltet vor dem Leser die Geschichte und den Wirkungsbereich der Herolde vom mittelalterlichen römisch-deutschen Reich sowie des franko-burgundischen Raumes bis in das 16. Jahrhundert in einer größtmöglichen thematischen Bandbreite wie auch aufgrund einer solchen Quellenbasis. Dass dabei einige Redundanzen entstehen, ist verzeihlich, vor allem auch deshalb, weil die gut strukturierte Arbeit dem Leser den „Einstieg“ in den Text so an den verschiedensten Stellen ermöglicht.

**Anne-Katrin Kunde** (Bochum)

**Bruno TOUVERON, Prévôt(s). Thionville en Luxembourg (XII<sup>e</sup>-XVII<sup>e</sup> siècles), [Thionville], [2015], 52 p. ; 10 €.**

Du 3 avril au 31 mai 2015, le Musée de la Tour aux Puces à Thionville proposait à ses visiteurs une exposition sur un aspect fort intéressant de l'organisation administrative de la ville de Thionville entre le 13<sup>e</sup> et le 17<sup>e</sup> siècle : le système prévôtal. Le catalogue publié à l'occasion de cette exposition est le fruit des recherches de l'historien et directeur du Patrimoine à la Ville de Thionville, Bruno Touveron.

Dans la première partie du catalogue sont retracées les grandes lignes de l'histoire de Thionville (p. 9-19). Puis, l'auteur s'intéresse à l'histoire dynastique des Luxembourg afin de pouvoir situer le développement de Thionville dans l'histoire

de la principauté territoriale dont elle faisait partie jusqu'en 1659, à savoir le comté puis duché de Luxembourg. La plus grande partie du catalogue est consacrée à différents aspects autour du sujet de la prévôté (p. 19-48). L'étude que B. Touveron offre à ses lecteurs n'est pas sans intérêt, mais c'est avec un œil critique qu'il faudra la lire. Citons, par exemple, la date erronée (p. 25) du premier prévôt que nous rencontrons dans les sources pour la prévôté de Thionville (1283 au lieu de 1285).

On ne peut que louer la sélection riche et variée des photos et des illustrations que l'auteur propose afin de mettre en lumière la diversité de la ville de Thionville au bas Moyen Âge et aux Temps modernes (dalles funéraires, monnaies, clés de voûte, anciennes cartes postales, photos contemporaines, chartes, sceaux, cartes historiques, etc.). Pourtant, l'auteur se prive de toute information détaillée de ses sources (les reproductions des chartes p. 26-27 exceptées). Les cotes des nombreux documents tirés des Archives communales (plutôt : municipales) de Thionville et des Archives départementales de la Moselle ne sont pas indiquées. Les descriptions des illustrations demeurent souvent énigmatiques. Dans les notes, le lecteur cherchera en vain les sources dont l'auteur s'est servi (il faudra se contenter de la bibliographie p. 51-52). Quelques fautes se sont glissées dans la transcription de la lettre d'affranchissement que le comte Henri de Luxembourg accorda aux Thionvillois le 15 août 1239 (p. 22-24<sup>1</sup>). Les cartes retraçant l'évolution territoriale du comté puis duché de Luxembourg, dessinées par l'auteur lui-même (p. 16-17, 48), illustrent dans les grandes lignes l'évolution territoriale de la principauté. La liste des prévôts de Thionville reste fragmentaire (p. 49-50).<sup>2</sup>

À cause de ces quelques défauts, il est à regretter que le catalogue ne soit que d'un intérêt limité pour les chercheuses et chercheurs. Si, depuis la publication de la thèse de W. Reichert, les origines du système prévôtal dans le comté de Luxembourg sont très bien connues, il s'agit toutefois d'un sujet très mal étudié pour la période postérieure. Le grand mérite du présent catalogue, richement illustré et écrit dans un style vif et clair, est d'attirer l'attention du grand public sur un sujet central, mais trop longtemps négligé, de l'organisation politique et administrative du Luxembourg du Moyen Âge tardif et de l'époque moderne.

**Gilles Genot**

**[Les Capucins en Luxembourg (1616-1796)], Annales de l'Institut archéologique du Luxembourg – Arlon, Tome CXLVI – Année 2015; 232 p.; ISSN 0776-1244; 25 €.**

Der aktuelle Band des Jahrbuchs des traditionsreichen Archäologischen Instituts in Arlon ist der Geschichte der Kapuziner gewidmet. Er schließt an die Ausstellung

<sup>1</sup> Voir l'édition de cette chartre dans WAMPACH, Camille, *Urkunden- und Quellenbuch zur Geschichte der altluxemburgischen Territorien bis zur burgundischen Zeit*, vol. 2, Luxembourg, 1938, n° 353 et sa nouvelle édition par VÖLKER, Harald, *Der Freiheitsbrief der Stadt Thionville/Diedenhofen am 15. August 1239*, in: *Quellen zur Geschichte des Rhein-Maas-Raumes: ein Lehr- und Lernbuch*, éd. p. REICHERT, Winfried, MINN, Gisela, VOLTMER, Rita, Trèves 2006, p. 21-32.

<sup>2</sup> Cf. la liste des prévôts de Thionville pour la période de 1283 à 1359 dans REICHERT, Winfried, *Landesherrschaft zwischen Reich und Frankreich: Verfassung, Wirtschaft und Territorialpolitik in der Grafschaft Luxemburg von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, 2 vols. (Trierer Historische Forschungen, 24/1 et 2), Trèves 1993, ici vol. 2, p. 588-589.

„Les Capucins en Luxembourg (1616-1796)“ an, die von November 2015 bis Juni 2016 im Museum Gaspar (Arlon) gezeigt wurde. Diese wiederum kann als Teil einer regelrechten Ausstellungsreihe verstanden werden, die sich mit dem religiösen Leben Belgiens und Luxemburgs befasst. Das vorliegende Buch führt mehrere Aufsätze zu unterschiedlichen Aspekten des Themas mit einem Ausstellungskatalog zusammen. Die Beiträge sind konzeptionell nur lose verbunden. Der Band ist reich illustriert, überwiegend mit historischen Quellen unterschiedlichster Art sowie zahlreichen baugeschichtlichen Darstellungen und Gemälden. Das Vorwort David Collings – Leiter des Museums Gaspar in Arlon – und Jean-Claude Mullers – Leiter des Archäologischen Instituts Arlon – weist in aller Kürze auf den Kontext der Arbeiten des Bandes hin. Die beiden Herausgeber haben auch die Auswahlbibliografie zur Forschungs- und Überlieferungslage zusammengestellt.

Auch für den ersten Beitrag des Bandes, der den Spuren der Kapuziner im Herzogtum Luxemburg nachgeht, zeichnen Colling und Muller verantwortlich. Sie beginnen mit den Anfängen dieses katholischen Reformordens in diesem Raum: 1616 nahmen die Kapuziner ihre Arbeit zunächst in Marville auf, mit Erlaubnis des regierenden Erzherzogpaares Albert von Österreich und Isabelle von Spanien sowie des Trierer Erzbischofs Lothar von Metternich. Nach der Gründung der wallonischen Ordensprovinz im Jahre 1617 folgten rasch weitere Konvente in Arlon, Luxemburg und Thionville. Die Autoren zeichnen im Folgenden detailliert die Spuren der Tätigkeit der Kapuziner nach: Marville, Arlon, Thionville und Luxemburg-Stadt, schließlich auch die späteren Gründungen St. Hubert, Echternach und Grevenmacher. Sie gehen auf die Geschichte der einzelnen Konvente ein, präsentieren die Namen ihrer Leiter in Form von Listen und illustrieren ihre Ausführungen mit Karten und Bildern von Statuen, Gemälden oder Katakomben. Deutlich wird der Bruch der kapuzinischen Tradition in Luxemburg nach der Eroberung des untersuchten Raumes durch die Truppen der Französischen Republik am Ende des 18. Jahrhunderts. Zu Recht verweisen die Autoren auf die Bedeutung dieses 1525 gegründeten Franziskaner-Ordens, der, neben den Jesuiten, eine wichtige Rolle bei der Durchsetzung der Reformen des Tridentinischen Konzils spielte. Aufgrund ihrer bescheidenen Lebensführung und ihrer Tätigkeit als Prediger wurden die Kapuziner sehr populär.

Der von den Herausgebern des Bandes eröffnete Blick auf die Geschichte des Kapuzinerordens im Herzogtum Luxemburg wird durch einen grundlegenden Beitrag Geert van Reyms von der Maurits-Sabbe-Bibliothek in Leuven vertieft und erweitert. Van Reyn skizziert die Geschichte der Kapuziner in den Niederlanden bis zur Aufhebung des Ordens in der Französischen Republik. Er zeigt insbesondere die Entwicklung der Wallonischen Ordensprovinz auf bis zur Neuorganisation der niederländischen Ordensprovinzen kurz vor ihrem Ende im Jahre 1796. Der Autor macht deutlich, dass die Geschichte der Kapuziner in hohem Maße von den machtpolitischen Entwicklungen im niederländischen Raum geprägt war. Grundlage seiner Darstellung ist die turbulente Gründungsgeschichte des Ordens im Zuge der katholischen Reformbewegung des 16. Jahrhunderts.

Es folgt ein weiterer Beitrag David Collings, der eine globalhistorische Perspektive eröffnet, indem er das Wirken luxemburgischer Kapuziner im französischen Nordamerika des 18. Jahrhunderts untersucht. Danach stellt Jean-Claude Muller

zwei Reisebeschreibungen luxemburgischer Kapuziner vor und skizziert in einem weiteren Beitrag die Überlieferung der Archive und Bibliotheken der Kapuziner im Bereich des früheren Herzogtums Luxemburg. Aus kunsthistorischer Sicht befasst sich der Beitrag Henri Carêmes mit dem Donatuskult, der für die Arloner Kapuziner und die katholische Gemeinde der Stadt im 18. Jahrhundert höchst bedeutsam war und seit 1734 alljährlich im Juli gefeiert wird. Der Aufsatz der Restauratorin Pascale Wéri untersucht die Geschichte des Kreuzwegs im Arloner Kapuzinerkloster. Ein weiterer Beitrag Henri Carêmes untersucht die Geschichte der Wandgemälde der Donatuskirche in Arlon. David Colling und die Mitarbeiterin des Archäologischen Museums Arlon Laetitia Zeppen untersuchen auf der Grundlage epigrafischer Quellen unter anderem den Tod eines jungen Mannes, der 1839 während der Messe in der Arloner Donatuskirche durch Blitzschlag getötet wurde. Der Band schließt mit dem Katalog der Ausstellung „Les Capucins en Luxembourg“ des Musée Gaspar in Arlon, der von Henri Carême erstellt wurde. Für den Leser sehr hilfreich sind die kurzen, prägnanten Texte des Katalogs, die alle abgebildeten Exponate interpretieren.

Insgesamt leistet das vorliegende Buch aus der Perspektive mehrerer wissenschaftlicher Disziplinen einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Kapuziner im Raum Luxemburg. Sehr dankenswert ist darüber hinaus, dass die lokal- und regionalhistorischen Aspekte des Themas um eine europäische und eine globalhistorische Perspektive erweitert werden. Hilfreich für interessierte Forscherinnen und Forscher ist die Bibliografie einschlägiger Quellen und Forschungsarbeiten. Hieran anknüpfend, möchte der Rezensent anregen, künftigen thematischen Bänden einen eigenen Titel zu geben und eine Einleitung der Herausgeber voranzustellen, die Relevanz und wissenschaftliche Einordnung des Themas, die Fragestellung und Konzeption des Bandes sowie eine kurze Beschreibung der Beiträge bietet. Ein solches Verfahren ist inzwischen bei ähnlichen Sammelbänden Standard. Vor allem aber würde es die Rezeption der Publikationen des Arloner Instituts erheblich fördern. Es würde helfen, eine Brücke zu schlagen zwischen außeruniversitären Forschungseinrichtungen und jenen Forscherinnen und Forschern unterschiedlicher sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen, die an Universitäten angesiedelt sind.

**Norbert Franz**

**Régis MOES, Cette colonie qui nous appartient un peu. La communauté luxembourgeoise au Congo belge 1883-1960, Luxembourg : Fondation Robert Krieps/Éditions d'Letzebuurger Land, 2012, 438 p. ; ISBN 978-291990806-6 ; 35 €.**

Cet ouvrage est tiré d'un mémoire de master, défendu par l'auteur en 2010 déjà à l'Université Paris 1 Panthéon Sorbonne. À sa lecture, on a néanmoins souvent l'impression d'être face à une thèse de doctorat, à la fois par l'ampleur et le caractère fouillé des recherches présentées que par la maîtrise historiographique et méthodologique dont l'auteur fait preuve. Régis Moes y propose de « relever et problématiser la participation luxembourgeoise au mouvement colonial européen des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles » (p.14) à travers le prisme d'un territoire particulier (dans tous les sens du terme), celui du Congo Belge. A ce titre, l'ouvrage intéressera à



la fois les historiens de la colonisation en Afrique centrale et, plus sûrement, ceux du Luxembourg.

Une des qualités de l'ouvrage est de ne jamais « fétichiser » son sujet. Reconnaisant que la communauté luxembourgeoise ne forme qu'un groupe marginal parmi les Européens présents dans la colonie belge, l'auteur ne cherche ni à démontrer à tout prix l'importance (supposée) du rôle joué par les Luxembourgeois en Afrique Centrale, ni à exagérer des spécificités (supposées à nouveau) qui rendraient leurs expériences uniques. Il s'attache plutôt précisément à problématiser cette marginalité, d'une double manière. D'une part, en la posant en miroir de celle d'autres communautés colonisatrices présentes en Afrique Centrale (Portugais, Italiens, Grecs, etc.) et de celle du Luxembourg parmi les puissances colonisatrices européennes. D'autre part (et surtout), en plaçant au cœur de ses interrogations la question de la formation d'une « communauté » coloniale luxembourgeoise, via une exploration des enjeux et formes d'expression d'une « identité » coloniale qui lui aurait été particulière. Cette dernière dimension constitue en fait le fil conducteur de la recherche.

L'étude de ces « stratégies identitaires » (p.43), de leurs mobilisations et de leurs évolutions est précédée par une série de chapitres de mise en contexte. Rigoureux, l'auteur revient tout d'abord sur des éléments contextuels et historiographiques relatifs aux multiples terrains (il s'agit en somme d'une histoire autant métropolitaine que coloniale) et thématiques concernés. Ceux-ci sont émaillés de réflexions intéressantes, comme celles sur l'usage d'une rhétorique coloniale pour évoquer les appétits territoriaux belges sur le Luxembourg au début du 20<sup>e</sup> siècle, où le Luxembourg est encore parfois qualifié de « deuxième Congo » dans les milieux diplomatiques belges. Cette rhétorique reflète d'ailleurs des enjeux bien concrets auxquels les Luxembourgeois installés au Congo ne peuvent échapper. Leur situation légale et les opportunités qui en découlent sont, pendant toute la période de l'entre-deux-guerres, en grande partie conditionnées par cette imbrication de « deux impérialismes belges » : si l'administration coloniale belge est, par exemple, ouverte aux fonctionnaires luxembourgeois, les postes des rangs les plus élevés nécessitent une naturalisation belge, soit une « politique de la carotte et du bâton » (p.105) (ou un « moyen de rallier les cœurs grand-ducaux » (id.) ) conçue par certains responsables belges comme un miroir de ce que devrait être la stratégie belge à l'égard du Luxembourg. L'auteur dresse ensuite un portrait de la communauté luxembourgeoise au Congo. Celui-ci est à la fois démographique, légal et social. Si les Luxembourgeois forment un groupe ultra-minoritaire au sein de la population colonisatrice (avec un effectif maximum de 575 personnes, atteint deux ans à peine avant l'Indépendance), les échos de cet engagement colonial au sein de la société luxembourgeoise sont significatifs. Au Congo même, les questions que leur statut particulier soulève, entre incertitudes et ambiguïtés, demeurent intéressantes en ce qu'elles reflètent les tensions (et, après la Seconde Guerre mondiale, les apaisements) des relations belgo-luxembourgeoises. L'auteur veille également à donner de la chair à ce portrait de groupe en développant une réflexion sur les secteurs d'activité des Luxembourgeois au Congo, réflexion parsemée de quelques focus sur des trajectoires individuelles qui ne tombent jamais dans la veine du « pionnier héroïque ».

S'affirmer en tant que Luxembourgeois au Congo et en tant que coloniaux au Luxembourg, tel est le double enjeu des institutions et associations qui promeuvent les activités de la communauté coloniale grand-ducale. Sur le terrain africain, ces associations encouragent l'émergence d'une communauté d'intérêts et de réseaux luxembourgeois. Elles contribuent à l'affirmation de sentiments d'appartenance et à l'entretien de liens renforcés avec la « mère-patrie ». Sur le sol luxembourgeois, ces associations sont aussi de véritables fers de lance de la promotion des « vertus » de la colonisation et des actions luxembourgeoises dans ce domaine. Elles bénéficient d'ailleurs de soutiens politiques non négligeables. C'est aussi en ce sens que leurs évolutions offrent une fenêtre intéressante sur les tensions de la vie politique du Grand-Duché et celles des relations belgo-luxembourgeoises, qui atteignent leur paroxysme « colonial » durant la Seconde Guerre mondiale. Si le renouveau historiographique des études coloniales a largement contribué à démontrer que les colonisateurs n'avaient jamais formé un groupe monolithique et unifié, c'est un des mérites de l'auteur de souligner que la communauté colonisatrice luxembourgeoise, aussi réduite qu'elle ait été, n'a pas échappé à ce constat.

On retrouve ces nuances dans les deux chapitres suivants, qui abordent respectivement la vie sociale des coloniaux luxembourgeois au Congo et l'intérêt limité des citoyens grands-ducaux pour « leurs » coloniaux. L'auteur y étudie la palette d'activités (associatives, mondaines, éducatives, médiatiques, festives, etc.) déployées par les colonisateurs luxembourgeois et leurs relais institutionnels pour affirmer leurs spécificités « nationales » par rapport à la masse belge des coloniaux présents au Congo. Il conclut de manière convaincante à l'existence d'une « communauté imaginée » (Benedict Anderson) coloniale luxembourgeoise, dont la construction a, sans surprise, mobilisé l'histoire : des pratiques commémoratives patriotiques autour d'une geste coloniale luxembourgeoise ont ainsi été développées dans la période d'après-guerre. Elles aussi ne sont pas dénuées de spécificités luxembourgeoises, notamment en ce qu'elles prennent prioritairement pour objet/sujet non pas l'un ou l'autre pionnier-explorateur, mais bien un militaire et... un baron de l'économie coloniale. L'ouvrage se clôture d'ailleurs sur des questions de mémoire avec une analyse des évolutions des mémoires luxembourgeoises de la colonisation.

Les plus de 430 pages du livre (qui aurait gagné à être raccourci, malgré une plume alerte et impeccable) fourmillent donc de thématiques, de détails et d'analyses touchant à des problématiques très diverses bien qu'éclairant sans doute plus l'histoire du Luxembourg que celle du Congo. L'auteur y fait le tour de son sujet, et l'on serait bien en peine d'épingler une question qu'il ne se serait pas posée. Comme le souligne lui-même Régis Moes, il serait intéressant de mettre ces expériences congolaises en regard des engagements plus globaux des Luxembourgeois dans les territoires coloniaux, sur le modèle du « cas » suisse, par exemple, dont l'étude a récemment montré à quel point un pays sans colonie avait pu être colonial et, surtout, à quel point le colonialisme européen pouvait être repensé depuis ses marges.

**Amandine Lauro** (Bruxelles)

**Lucien CZUGA, Rout Wäiss Bloen Damp. 200 Joer Lëtzebuenger Tubakswelt, Differdange: Editions Revue: 2015; 144 p., 430 ill.; ISBN 978-99959-898-8-0; 38 €.**

On the occasion of the bicentenary of the tobacco industry in Luxembourg in 2015, the cigarette manufacturer Heinz van Landewyck celebrated with an exhibition at the *Centre des Arts Pluriels* in Ettelbruck (26 June to 5 July 2015) and the publication of a book (in German) curated by Lucien Czuga, co-author of the popular comics *Superjhem*.

The first Luxembourgish tobacco factory opened in 1815 in Ettelbruck, a family venture of entrepreneur Michel Fixmer that initially supplied exclusively the local market with modest quantities of pipe tobacco and snuff. In the following years, the innovations in manufacturing techniques boosted the production, more and more companies sprouted and by the 1880s the Grand Duchy counted approximately thirty factories (Becker in Perlé; Feller in Dudelange; Knaff-Welter in Larochette; Spadaro in Esch-sur-Alzette and Heintz van Landewyck in Luxembourg City, to name a few), mostly small family-run businesses utilizing leaves from local plantations.

Over the course of the past two centuries, the Luxembourgish tobacco companies endured setbacks and successes, dealing with the upheavals of two world wars and foreign competition, ultimately leaving to Heintz van Landewyck the monopoly of the tobacco industry in the country, with a business that now exports to over 30 countries and produces 9 billion cigarettes a year.

The story of the tobacco factories of the Grand Duchy is presented in *Rout Wäiss Bloen Damp. 200 Joer Lëtzebuenger Tubakswelt*, through a selection of advertising posters, photographs and collectables from the 19th and 20th centuries.

By the author's own admission in the introduction, the book does not intend to provide an exhaustive historical account but rather present the reader with a richly illustrated visual compendium or, as he puts it, "an entertaining glimpse into the colourful panorama of an epoch long gone" (p.3).

True to its scope, the book contains hardly any text, save a few anecdotes and captions.

Aside from a display of tobacco-related collectables such as jars, snuffboxes and pipes and some historical photographs, the images are mostly advertisements: flyers, billboards and clippings, arranged thematically as a vivid scrapbook and covering a multitude of topics: from Luxembourgish cigarette brands to local factories, workers and smokers. Concerns over the moral or health issues related to tobacco advertising and consumption are quickly dismissed and the focus is on the purely aesthetic and hedonistic aspects of smoking.

While the publication is clearly intended as a coffee-table book, it somehow feels like a missed opportunity to give those undoubtedly captivating images some depth and contextualization.

Without forsaking the visual character of the book, it would have been worth exploring more in detail the history of a local sector that prompted the industrial revolution before the full development of the steel industry, the evolution of taste

in Luxembourgish society, the references to freedom and national identity that emerge strongly in the last advertising campaign following the smoking ban in the late 2000s, or – given the typology of material on display – even a formal visual analysis of the developments of posters' design.

Aside from the lack of deeper content, the absence of any accurate referencing to the sources (if we exclude a list of photographers and a brief acknowledgement on the title page) unfortunately makes it impossible to trace back the original repositories. For these reasons, while the book is certainly entertaining to flip through, it would not be suitable as a historical resource for the purpose of documentation and research.

**Sandra Camarda**

**Marc BIRCHEN, Die Firmenbeteiligungen der ARBED im Osteuropa der Nachkriegszeit (Luxemburg-Studien / Etudes luxembourgeoises, 7), Frankfurt am Main: Peter Lang Edition, 2015, 479 S.; ISBN 978-3-631-66036-2; 64,95 €.**

Als sich die ARBED im Jahr 2001 mit Usinor und Aceralia zur Arcelor S.A. verband, entstand nicht nur der zweitgrößte Stahlhersteller der Welt. Zwei traditionsreiche Stahlgesellschaften, die von ihren Regierungen in Paris und Madrid reprivatisiert worden waren, verschwanden endgültig aus dem Konzert der europäischen Stahlgiganten. Dagegen schien die „Luxemburg AG“ mit dieser Fusion noch einmal über sich selbst hinauszuwachsen, denn der riesige Arcelor-Konzern mit fast 100.000 Mitarbeitern rund um die Welt wurde aus einem europäischen Kleinstaat mit nicht einmal 500.000 Einwohnern gesteuert. Doch keine fünf Jahre später wurde Arcelor in einer feindlichen Übernahmeschlacht durch die Mittal Steel Company geschluckt. Frankreich, Belgien und Luxemburg hatten sich nach dem Management und dem Aufsichtsrat erfolglos gegen die Übernahme gestemmt. Für das Großherzogtum Luxemburg, den größten Einzelaktionär, endete eine Ära, für die über Jahrzehnte gegolten hatte: „Wat fir d'ARBED gutt ass, ass och gutt fir d'Land“.

Dieses Motto stellt Marc Birchen an den Anfang seiner am Historischen Institut der Universität Luxemburg entstandenen und von René Leboutte betreuten Dissertation, die analysiert, wie ARBED und der luxemburgische Staat versuchten, die osteuropäischen Firmenbeteiligungen des größten luxemburgischen Unternehmens im Kalten Krieg zu retten. Um das Ergebnis dieser über Jahre nahezu unermüdlichen Anstrengungen vorwegzunehmen: Ihnen war kein durchschlagender Erfolg beschieden; die kommunistischen Machthaber hinter dem Eisernen Vorhang betrachteten die mittelbaren Beteiligungen der ARBED über den rheinischen Kabel- und Drahtseilhersteller Felten und Guillaume Carlswerk AG (F&G Carlswerk AG) wider besseren Wissens als direkte Beteiligungen eines Unternehmens des NS-Feindstaates, so dass die ‚Enkeltöchter‘ der ARBED kurzerhand in den verstaatlichten Industrien der Volksrepubliken verschwanden.

Und um auch gleich einer ebenso beliebten wie wohlfeilen Kritik mancher Rezensenten entgegenzutreten: Birchens sauber aus den luxemburgischen und deutschen Quellen gearbeitete Studie verzichtet auf eine Erschließung osteuropäischer Materialien. Dies ist keineswegs zu beanstanden, denn sie würde nicht nur geradezu

übermenschliche Sprachkenntnisse voraussetzen, sondern auch eine mehrköpfige internationale Forschergruppe erfordern. Insoweit ist die Pionierstudie Birchens ein Appell an deutsche, österreichische, polnische, russische, ungarische, bulgarische, tschechische und andere Historikerinnen und Historiker aus den ehemaligen Ostblockstaaten, ihrerseits die Geschichte enteigneten ausländischen Eigentums im eigenen Land im Zeitalter des heraufziehenden Ost-West-Konflikts zu erforschen. Gleichwohl hat sich Birchen durch eine beeindruckende und geschlossene Quellenbasis gearbeitet, die im Wesentlichen aus den Akten des luxemburgischen Außenministeriums sowie den Firmenarchiven der ARBED und der F&G Carls-  
werk AG besteht.

Marc Birchen nimmt für seine überzeugend aufgebaute Untersuchung einen langen Anlauf. Er zeichnet zunächst die Grundlinien luxemburgischer Außenpolitik im 20. Jahrhundert nach. Sie war durch zwei Faktoren geprägt: den Wandel von einer erfolglosen Neutralitätspolitik zu einer Politik der internationalen Kooperation und – damit einhergehend – eine wirtschaftliche Annäherung an Belgien und die Niederlande, die eine kooperative Außen- und Außenhandelspolitik insbesondere an der Seite Brüssels über die 1922 abgeschlossene Union économique belgo-luxembourgeoise (UEBL) eröffnete, aber keineswegs im Verzicht auf eine eigenständige Diplomatie mündete. Auch für die luxemburgische Außenwirtschaftspolitik galt über viele Jahrzehnte, dass das, was gut für die ARBED war, gut für das Land war. Denn über 40 Prozent der Erwerbstätigen waren seit 1907 in der Schwerindustrie beschäftigt, von deren Steuerzahlungen der Staatshaushalt über die Maße abhängig war. Der ARBED-Konzern konnte als Kronjuwel in einem Großherzogtum gelten, dessen gesellschaftliche Oberschicht von Stahlbaronen geprägt wurde. In den von Birchen zusammengetragenen Zahlen: Jeder 5. Erwerbstätige fand vor dem Zweiten Weltkrieg sein Auskommen bei der ARBED, die nach dem Krieg 60 Prozent der Wirtschaftsleistung des Landes erbrachte. Und damit ist nur der Kern des Stahlimperiums beleuchtet. Die Abhängigkeit der luxemburgischen Gesellschaft von einem einzigen Unternehmen dürfte weit größere Ausmaße gehabt haben, die sichtbar würden, wenn sich die vom Konzern nachgefragten Dienstleistungen und Zulieferungen hätten miterfassen lassen. Leider diskutiert der Autor nicht explizit die naheliegende Frage, ob sich der weltweit führende Eisenerzeuger einen Staat hielt oder ob es sich umgekehrt verhielt. Klar herausgearbeitet werden jedoch die enge Zusammenarbeit zwischen Außenministerium und Konzern sowie der Rückgriff des kleinen Auswärtigen Dienstes auf die internationale Expertise und Handelsorganisation des großen Unternehmens. Birchen macht dabei jedoch auf einen ‚subjektiven Faktor‘ aufmerksam, der für einen durchgängigen Primat der Politik spricht. Denn die Außen- und Außenwirtschaftspolitik wurden zwischen 1926 und 1959 von dem Diplomaten Joseph Bech geleitet, der zudem zweimal als Staatsminister des Landes fungierte. Bei Bech handelte es sich nicht um einen modernen Politiker des 20. Jahrhunderts, sondern um einen Rechtsanwalt und Diplomaten des 19. Jahrhunderts, der es verstand, Konzernangelegenheiten nicht zur Staatsaffäre zu machen und das Parlament von der Führung der Außenwirtschaftspolitik fernzuhalten. Modern war er allerdings in anderer Hinsicht: Er setzte nach 1945 auf das sehr zukunftssträchtige Konzept, die europäische Zusammenarbeit über eine wirtschaftliche Integration zu fördern.

Die Arbeit gibt leider keine Antwort auf die Frage, wie sich die genauen Eigentumsstrukturen des ARBED-Konzerns und dessen exakte Beteiligungsverhältnisse entwickelten. Deutlich wird jedoch, dass die direkten und indirekten Beteiligungen weit über die mittel- und osteuropäischen Länder hinausreichten. An die mittel- und osteuropäischen Tochtergesellschaften gelangte das nach den Vereinigten Stahlwerken zweitgrößte europäische Stahlunternehmen über den Erwerb von Aktien des in Europa führenden Kabelherstellers, die F&G Carlswerk AG, mit Sitz in Köln. 1937 erreichte der luxemburgische Konzern mehr als eine Zwei-Drittel-Mehrheit an den Aktien der Gesellschaft, die ihrerseits in vielen osteuropäischen Ländern Beteiligungen erworben hatte. Das deutsche Unternehmen hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg metallische Halbfertigprodukte aus dem nahen Luxemburg bezogen. Insofern existierten bereits vor den Aktienkäufen eine erprobte Zusammenarbeit und Verflechtungsverhältnisse, die die schrittweise Übernahme der F&G Carlswerk AG durch die ARBED weniger spektakulär erscheinen ließen.

Für die Behauptung der Firmenbeteiligungen in Osteuropa war es nicht unerheblich, inwieweit der ARBED-Konzern in die deutsche Kriegswirtschaft eingebunden war. Nach der Besetzung durch deutsche Truppen im Mai 1940 hatten sich der großherzogliche Hof und die Regierung sogleich ins Londoner Exil abgesetzt, um (anders als im Ersten Weltkrieg) nicht den Eindruck zu erwecken, man kollaboriere mit den Besatzern. Birchen gelangt zu dem Ergebnis, dass die ARBED zwar das Unternehmen unter formaler deutscher Aufsicht selbstverantwortlich weiterführen konnte, aber dies unter der Bedingung einer Integration in die „deutsche Kriegskommandowirtschaft“ geschah. Wie und ob die ARBED auf die Arierisierungsmaßnahmen gegenüber der F&G Carlswerk AG reagierte, wird nicht klar. Vermutlich sorgte die 1937 erzwungene Ersetzung des Aufsichtsratsvorsitzenden Baron Waldemar von Oppenheim, der als „Vierteljude“ galt, durch den Nationalsozialisten Kurt Freiherr Baron von Schröder dafür, dass die ARBED als „teil-germanisierter“ Konzern die Kriegszeit überstand.

Für die osteuropäischen Nachkriegsregime mochten derartige Feinheiten nicht wirklich zählen. Offenbar betrachteten sie das annektierte Luxemburg, ähnlich wie die Nationalsozialisten, als genuinen Bestandteil des Deutschen Reiches, dessen Unternehmen nicht im Lager der Alliierten zu verorten, sondern als festen Bestandteil der Zwangswirtschaft der deutschen Aggressoren zu betrachten waren. Schließlich wurden die Firmenbeteiligungen in der Regel als Tochtergesellschaften eines deutschen Unternehmens und nicht als Enkeltöchter eines von den Deutschen überrollten Unternehmens wahrgenommen, bei dessen Auslandsvermögen es sich nach internationalem Recht um alliiertes Vermögen handelte.

Dennoch (oder gerade deswegen?) unterließen weder die ARBED noch das Großherzogtum Luxemburg keinen Versuch, um ihre Rechtsansprüche durchzusetzen und die Firmenbeteiligungen in Osteuropa zu retten. Marc Birchen analysiert diese vielfältigen Anstrengungen akribisch und systematisch – von der Sowjetischen Besatzungszone in Deutschland bis nach Bulgarien und vom Ende des Krieges bis in die 1950er Jahre – und betrachtet dabei sämtliche außenpolitischen Konstellationen und eingesetzten diplomatischen Kanäle. Die Bilanz der Bemühungen, so Birchen, fiel „sehr bescheiden“ aus: Von 14 Beteiligungsunternehmen konnte lediglich eines zurückgewonnen werden – die übrigen verschwanden in den Verwaltungswirtschaften

der kommunistischen Staaten; für zwei bzw. drei der verlorenen Unternehmen erhielt die ARBED geringfügige Entschädigungszahlungen. Dies sind die eigentlich interessanten Fälle, und Birchen klärt sie auf. Die österreichische F&G Draht-, Drahtseil und Kupferfabrik AG lag im Gebiet der britischen Besatzungsmacht, mit Ausnahme eines Werkes, das sich in der SBZ befand. Herausgelöst aus dem Gesamtverbund war dieses jedoch unrentabel und deshalb für die sowjetische Besatzungsmacht uninteressant. Die Kabelwerk Bromberg AG war zwar verstaatlicht worden, doch mussten die Behörden nach Luxemburg eine Entschädigungszahlung leisten, weil die polnische Gesetzgebung eben dies für Fälle der Verstaatlichung von ausländischen indirekten Anteilseignern vorsah. In einem anderen Fall, bei dem allerdings nur eine Minderheitsbeteiligung vorlag, verweigerte Polen dagegen eine Entschädigung. Dagegen ließ sich nicht ergründen, warum eine Entschädigung für eine Mehrheitsbeteiligung an einem Betrieb in der Tschechoslowakei nicht erfolgte, obwohl Prag einem Entschädigungsabkommen zugestimmt hatte, welches inhaltlich der polnischen Gesetzgebung entsprach. Schließlich wurde die ARBED für die Enteignung eines Kabelunternehmens in Jugoslawien entschädigt. Diese Entschädigung erfolgte allerdings indirekt – über ein belgisches Industriekonsortium, das mit den jugoslawischen Behörden ein Entschädigungsabkommen ausgehandelt hatte. Das belgische Konsortium entschied sich aus freien Stücken dafür, einen Teil der herausgeschlagenen Entschädigungssumme auch an die ARBED weiterzureichen.

Lohnten nun all diese über Jahre betriebenen Anstrengungen zur Restituierung des osteuropäischen Auslandsvermögens? Birchen meint, im betriebswirtschaftlichen Sinn nicht, lässt aber die Frage offen, warum Unternehmen und Staat sie dennoch unternahmen. Er markiert aber immerhin zwei politische Wendepunkte. Zum einen galt auch hier der kommunistische Februarumsturz in der Tschechoslowakei als eine Zäsur. Spätestens 1948 wurde allen Beteiligten klar, dass die Tochtergesellschaften in der DDR und in Osteuropa verloren waren und es nur noch um das Herausschlagen von möglichst hohen Entschädigungszahlungen gehen konnte. Der zweite Wendepunkt erfolgte wenige Jahre später, als nämlich ersichtlich wurde, dass der Kalte Krieg eben nicht den vollständigen Verzicht auf einen wirtschaftlichen Austausch bedeuten musste. In anderen Worten: Die Vergangenheit musste begraben werden, damit der Ost-West-Handel eine Zukunft bekam. So sah man es auch in Luxemburg. Und weil überkommene Forderungen neuen Handelschancen nicht im Wege stehen durften, endeten hier die Restituierungsbemühungen.

Marc Birchen hat eine luzide Studie vorgelegt, die Neuland betritt. Sie unternimmt einen bemerkenswerten Schritt in Richtung auf eine stärker transnational ausgerichtete Wirtschaftsgeschichtsschreibung. Dabei nimmt Birchen den Leser mit in eine verwickelte Unternehmensgeschichte, führt ihn souverän durch die benutzte Spezialliteratur und die eigene Forschung. Am Ende dieser Reise, wieder angelangt in der Gegenwart, reibt man sich die Augen und sieht: Die Volksweisheit „Wat fir d’ARBED gutt ass, ass och gutt fir d’Land“ gilt deswegen nicht mehr, weil die Politik ihre prärogative Stellung im Zuge der Globalisierung an die Wirtschaft abgetreten hat.

**Karsten Rudolph** (Bochum)

**Prosper KAYSER, Claire BICHLER, Paul VANOLST, Familienchronik der Einwohner der Gemeinde Dalheim. Luxemburg: Kayser & Vanolst, 2014, 480 S.; ISBN 978-99959-858-2-0; 55 €.**

**Prosper KAYSER, Paul VANOLST, Heinrich WERNER, Familienchronik der Einwohner der Gemeinde Sandweiler, 1675-1923. Luxemburg: Kayser & Vanolst, 2014, 560 S.; ISBN 978-00059-858-3-7.**

**Marc PAULY, Chronique familiale de la Ville de Dudelange depuis 1645, Tome 1: A-L, Tome 2: M-Z, 1279 p. ; Gemeng Diddeleng [2014].**

Die anonyme Globalisierung bringt es mit sich, dass immer mehr Leute Interesse am Lokalen finden. Die Suche nach Identität(en) führt u.a. auch zur Suche nach den eigenen Wurzeln, im Kontext dieser Rezension zur Suche nach den Vorfahren.

Die Namen der Vorfahren findet man in den Zivilstandsregistern seit der Französischen Revolution, in den Pfarrbüchern vorher und auch in den Volkszählungen. Dabei kann eine Verknüpfung von Daten aus Registern (Entwicklung über einen längeren Zeitraum hinweg) und Daten aus Volkszählungen (Momentaufnahmen) hilfreich und komplementär sein. Hilfestellung bei der Suche nach den Vorfahren bieten für eine Reihe von Ortschaften Familienchroniken und -bücher. Sie werden immer mehr mit Hilfe von Computerprogrammen zusammengestellt, erheben meist keinen Anspruch auf Vollständigkeit, nehmen Fehler und Ungenauigkeiten mit in Kauf und haben keinen wissenschaftlichen Anspruch. („Meine Familienbücher sind nur genealogische Hilfen. Sie sind keine wissenschaftlichen Kopien des Originals“, Sandweiler S.14). So tut sich der Rezensent auch schwer mit seinen Kommentaren zu den vorliegenden Familienchroniken von Prosper Kayser und Marc Pauly.

Prosper Kayser fährt mit unermüdlichem Eifer und mit Unterstützung von Paul Vanolst und Claire Bichler für Dalheim (17.500 Personen in 3.722 Familien) sowie Paul Vanolst und dem Familienbuch von Pfarrer Heinrich Werner für Sandweiler (18.000 Personen in 4.425 Familien) fort, Familienchroniken für eine Reihe von Ortschaften zusammenzustellen. Begonnen hat die Initiative für die Moselgegend. Die Bücher sind mit Dutzenden von alten Postkarten illustriert, die von Paul Vanolst zur Verfügung gestellt wurden, enthalten Namens- und Ortsregister, ein Register von Frauen, deren Eltern nicht angegeben sind, eine Liste mit verschiedenen Schreibweisen von Familiennamen sowie mit gleichbedeutenden Vornamen sowie ein Verzeichnis der benutzten Quellen und Literatur.

Marc Pauly hat in einer mehrjährigen Arbeit 25.251 Geburten zwischen 1645 und 1939, 8.567 Heiraten zwischen 1647 und 1953 sowie 16.543 Sterbefälle zwischen 1663 und 1951 für Düdelingen zusammengestellt. Im Buch finden sich keine Angaben zu Personen, die nach 1923 zur Welt kamen und noch leben oder von denen der Autor kein Todesdatum hat, sowie auch keine Angaben über Scheidungen. Das Buch enthält neben Fotos von Düdelingen auch eine Vielzahl von Fotos einzelner Personen.

Kann man diese Arbeiten für wissenschaftliche Zwecke gebrauchen, zum Beispiel für die gängigen Familienrekonstitutionen und die Erarbeitung der Bevölkerungsentwicklung im Rahmen der Historischen Demographie? Ich würde nur bedingt ja sagen. Die fehlende Quellenkritik sowie die mangelhafte Aufbereitung der Daten



von Seiten der Herausgeber, aber auch schon die unregelmäßigen Eintragungen z.B. bei Wechsel des Pfarrers, in Kriegszeiten oder bei Epidemien in den Quellen erschweren natürlich eine wissenschaftliche Analyse. Dabei bleibt immer zu bedenken, dass Fehler auf der untersten Ebene der Untersuchungseinheit, so gering sie auch sein mögen, zu groben Verzerrungen führen, wenn die Daten auf höherer Ebene aggregiert werden. Da die Daten elektronisch erfasst wurden, wenn ich richtig verstanden habe (sind die Autoren auch bereit ihre Daten für wissenschaftliche Analysen zur Verfügung zu stellen?), dürfte es nicht allzu kompliziert sein, mit Hilfe von gängigen statistischen Computerprogrammen elementare Daten zur Bevölkerungsentwicklung zu erfassen, immer unter der Voraussetzung eines Mindestmaßes an Sesshaftigkeit, zum Beispiel Anzahl der Geburten, Heiraten und Sterbefälle Monat für Monat über Jahrzehnte hinweg, Anzahl der Kinder pro Familie, Alter der Mutter bei den verschiedenen Geburten, Intervalle zwischen den Geburten, Alter bei Heirat und Tod, Häufigkeit der Vornamen. Wie repräsentativ sind die erhobenen Daten? Man verliert etwa die Spur der Personen, die ihr Leben lang ledig geblieben sind; der Faktor Migration ist nur schwer einzuschätzen. Es gibt auch verschiedene Arten von Auslassungen in den Dokumenten, zufällige, selektive, systematische.

Prosper Kayser hat einige Statistiken erarbeitet, allerdings kann man vom Sterbealter nicht auf die durchschnittliche Lebenserwartung schließen. Damit die Lebenserwartung bei der Geburt identisch ist mit dem durchschnittlichen Sterbealter, müsste die Bevölkerung stationär sein, d.h. die Anzahl der Sterbefälle und der Geburten müsste identisch sein und die Mortalität unveränderlich; diese Bedingungen sind fast nie erfüllt.

Mein Traum, schon vor Jahrzehnten u.a. vor der Vereinigung der Luxemburger Genealogen (Association Luxembourgeoise de Généalogie et d'Héraldique) geäußert, dass die Ahnenforscher bei ihrem Besuch in den Archiven nicht nur die Daten ihrer Vorfahren erheben, sondern von der Gelegenheit profitieren, die oben angegebenen elementaren Daten zur Bevölkerung über Jahrzehnte hinweg zu erheben (Gruppierung der Daten in Zeitintervallen bestimmter Länge, z.B. 10, 20, 50 Jahre) und so flächendeckend in ein paar Wochen die Bevölkerungsentwicklung vom (Groß)herzogtum zumindest grob zu erfassen, ist bisher, soweit ich weiß, nicht in Erfüllung gegangen. Was für England möglich war mit Hilfe von 400 Genealogen, scheint für unser Land schwieriger zu sein. Auch wenn die Pfarrbücher nicht mehr in den Pfarreien aufzufinden und „im Bistum kaum einzusehen“ sind, wie Prosper Kayser schreibt, so weist derselbe doch darauf hin, dass das Nationalarchiv von den Mormonen angefertigte Kopien aufbewahrt, die ohne Probleme benutzt werden können.

Abschließend möchte ich gerne darauf hinweisen, dass das einfache Blättern in den Familienchroniken dazu führen kann, auf wichtige Fragestellungen der Historischen Demographie aufmerksam zu werden sowie sich ein Bild zu machen, wie Haus und Familie sich in den letzten Jahrhunderten verändert haben, ohne dabei natürlich die wissenschaftliche Analyse zu ersetzen.

**Jean-Paul Lehnert**

**Fernand PESCH, Le Fonds d'Urbanisation et d'Aménagement du plateau de Kirchberg (FUAK). Histoire d'un mal-aimé, Esch-sur-Alzette: Editions Le Phare [2014], 248 p. ; ISBN 978-99959-37-99-7 ; 49 €.**

Il est difficile de dire en quoi ce livre peut servir l'historien. S'il en attend une histoire de l'aménagement progressif du plateau du Kirchberg, il risque d'être déçu. La lecture des rapports annuels du FUAK, organisme para-étatique chargé de l'aménagement du plateau destiné initialement à abriter les institutions européennes installées au Luxembourg et devenu entre-temps un véritable quartier de la capitale, sinon une ville à part entière<sup>1</sup>, lui sera sans doute plus utile. Et les documents (plans, photos, ...) y sont datés convenablement. Si, par contre, le lecteur attend de ce livre de mieux connaître Fernand Pesch, ancien administrateur général du ministère des Travaux publics, président du FUAK de 1982 à 2004, du Fonds pour la Rénovation de la Vieille Ville de 1993 à 2004 et du Fonds Belval de 2002-2004, il en aura pour son compte. L'auteur s'y révèle être un homme allergique à toute critique, et le sous-titre de l'ouvrage est à appliquer en premier lieu à sa personne, qui a conçu son livre essentiellement comme plaidoyer de défense (et de contre-attaque) contre ses soi-disant nombreux détracteurs et critiques.

L'intérêt majeur du livre est sans doute de montrer, à l'exemple de l'aménagement du plateau du Kirchberg, les nombreux conflits qui peuvent naître entre une approche technocratique, défendue par Fernand Pesch, qui se dit fier d'avoir toujours pu compter sur le soutien de ses ministres, et les responsables politiques, notamment les élus de la ville de Luxembourg. Si F. Pesch écrit un livre de 250 pages pour se justifier, il ne cite pratiquement jamais les arguments de ses adversaires. La grande majorité des lecteurs ne saura que faire de ces diatribes, car ils ne connaissent guère les précédents ni les aboutissants, et les générations futures d'historiens ignorant tous les sous-entendus et allusions en resteront pour leur compte. L'auteur cite, certes, de longs extraits des procès-verbaux du conseil d'administration du FUAK – dont on se demande où ils sont conservés –, voire des procès-verbaux du conseil de gouvernement, en principe encore inaccessibles aux archives nationales, mais ces textes ne relatent que des décisions, jamais le pour et le contre qui a conduit plutôt à telle décision qu'à une autre. Aussi les problèmes liés à l'aménagement du Kirchberg tels qu'analysés par les chercheurs de l'Institut de géographie et d'aménagement du territoire de l'Université du Luxembourg, et notamment par le professeur Dr. Markus Hesse<sup>2</sup> et ses doctorants, ne sont guère éclairés par l'ouvrage en question. Certes, l'évolution d'une conception de l'aménagement du Kirchberg selon un zoning des fonctions urbaines et donnant la priorité à la voiture individuelle (*autogerechte Stadt*) – l'autoroute de Trèves aboutissant au pont rouge partageait au début le plateau en deux ! – vers une conception de densification du tissu urbain et de mixité des fonctions est largement due à Fernand Pesch qui prit la présidence du FUAK après 20 ans d'existence – encore qu'on aurait aimé savoir comment il s'y prit pour convaincre et son conseil d'administration et ses supérieurs hiérarchiques, c.-à-d. le ministre. Mais ses mérites se noient dans une foule de questions de détail et de litiges, comme

<sup>1</sup> Cf. Michel PAULY, Luxembourg et Kirchberg : ville médiévale et capitale européenne, in : *Urban Spaces and the Complexity of Cities*, éd. p. Jean-Luc Fray, Michel Pauly, Magda Pinheiro et Martin Scheutz (Städteforschung, A.97), Cologne/Weimar/Vienne 2017 (sous presse).

<sup>2</sup> Cf. Interview in: *Luxemburger Wort*, 2/12/2016, p. 10s.

le choix du maître d'ouvrage pour construire le centre commercial, l'avortement de l'implantation de l'Université du Luxembourg au nord du plateau ou les querelles autour du bâtiment Jean Monnet, sans parler des disputes avec la ville de Luxembourg à propos du nombre de places de stationnement à prévoir par institution implantée au Kirchberg. L'exposition de la position du FUAk à propos de l'applicabilité de l'article 99 de la constitution luxembourgeoise imposant une loi en cas de dépassement d'un certain seuil de dépenses par l'État est certes intéressante, d'autant plus que l'adversaire était la Cour des comptes, traitée d'incompétente, mais ici encore la prétention de l'auteur de vouloir toujours avoir raison gâte le plaisir de suivre une joute juridique. Toujours est-il que les responsables politiques ont appris la leçon en forçant le Fonds Belval à soumettre toute nouvelle construction à une loi spéciale !

**Michel Pauly**

**Claude D. CONTER (Hg.), Korrekturspuren: Textmetamorphosen = Traces de correction: Textes en métamorphoses, Mersch: Centre national de littérature, 2015; 371 S.; ISBN 978-2-919903-43-6; 45 €.**

Der hier besprochene Ausstellungskatalog des Centre national de littérature (CNL) in Mersch wurde am 4. November 2016 in Berlin mit dem Red Dot Award „Best of the Best“ für das Design von *Rose de Claire* ausgezeichnet. Der Preis wird für Design vergeben, und in dieser Hinsicht hätte man sich in der letzten Saison keinen besseren Preisträger vorstellen können: Es ist eine ästhetische Freude, die Seiten dieses Katalogs durchzublättern. Indes, hält der Inhalt, was die Form verspricht? Worum geht es?

Gegenstand des deutsch- sowie französischsprachigen (auf wenigen Seiten auch auf Lëtzebuergesch geschriebenen) Bandes ist die luxemburgische Literatur im Entstehen. Es geht um den Weg, der zum Ziel führt. Um diese Entstehung von Literatur und die mannigfaltigen Metamorphosen, die ein Text in diesem Entstehungsprozess, also als Manuskript, durchläuft, zu verdeutlichen, geht der Band in drei Schritten vor. In einem ersten, *Autoren/Auteurs* überschriebenen, geben zwei Autorinnen und drei Autoren Einblicke in ihre Schreibwerkstätten. In einem zweiten, dem größten Teil lesen wir themenbezogene Analysen von Mitarbeitern des CNL und anderen Literaturwissenschaftlern, bevor in einem dritten und nicht mehr paginierten Abschnitt Archivbeispiele aus dem CNL präsentiert werden.

Beginnen wir am Anfang. Nathalie Ronvaux etwa schreibt über die Freude am leeren Blatt: „Rien n'y est déterminé et par conséquence, tout y est permis.“ (S. 3) Diese Freude, wie erfrischend, bringe sie bisweilen sogar in eine „étape euphorisante“ (S. 4). Georges Hausemer reflektiert über den Zusammenhang von Reisen und Notizen, die dann wiederum, manchmal, Literatur werden. „Man weiß nie, ob, wann und wo man einmal froh ist, auf all dieses Zeug, das einem mitunter gehörig auf den Wecker geht, zurückgreifen zu können. Manchmal vergehen Jahre, manchmal Ewigkeiten.“ (S. 10) Rafael David Kohn schreibt u.a. über die Bedeutungsveränderung eines Textes, die aus einer auf den ersten Blick simplen Interpunktionskorrektur entstehen kann. Gast Groeber zeigt sehr anschaulich, wie sich ursprüngliche Pläne im Schreibprozess verändern, wie die Figuren während des Schreibens ein Eigenleben entwickeln: „Heiansdo entwéckelen se sech anescht,

wéi ech duecht, meng initial Pläng veränneren sech, Notize verschwannen am Ti-rang, d'Geschicht kritt e ganz anere Laf wéi deen, deen ech gemengt hat.“ (S. 21) Und Nora Wagener schließlich verdichtet fünf Aspekte der Textmetamorphose auf nur zwei Seiten: den Einfluss anderer Autoren, die permanente Selbstkorrektur beim Schreiben, den Zusammenhang von Oralität und Literalität beim Vorlesen des eigenen Textes, die Bedeutung der Art des Schreibens (Hand- vs. Computerschrift, oder auch: die Bedeutung der Schrifttype im Computer) sowie, last, but not least, die Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit des Orts, an dem man schreibt. Ihr Fazit: In einer ersten Schreibphase seien „Schreib- und Korrekturvorgang (...) kaum zu unterscheiden“ (S. 24).

Genau diesem Zusammenhang, dem zwischen Schreib- und Korrekturvorgang, gehen sodann die Artikel des *Analysen/Analyses* betitelten zweiten Abschnittes nach. Dieser Teil nimmt ca. 350 der ca. 400 Seiten des Katalogs ein, sodass die Rezension sich auf wenige Beispiele beschränken muss. Versammelt sind 19 Beiträge, zwei des Herausgebers Claude D. Conter, einer zu Nikolaus Welter, Franz Bergg und Franz Hackelberg, der andere zu Léopold Hoffmanns Rede zur Eröffnung des CNL, einer von Conters Vorgängerin als Direktorin (und Mitbegründerin) des CNL, Germaine Goetziner, die sich mit Roger Manderscheids *schako klak* auseinandersetzt, sowie 16 weitere, darunter Beiträge zu Alexander Weicker (von Gast Mannes), zu José Ensch (von Claude Bommertz) oder auch zu Gilles Ortlieb (von Ludivine Jehin). Dramaturgisch perfekt werden hier die Fäden, welche die Autoren im ersten Teil gelegt haben, aufgenommen, rekonstruiert, analysiert und zugespitzt. Zwei Beispiele: Samuel Hamen, ein junger Literaturwissenschaftler, den die Luxemburger aus seinen Beiträgen für das *Lëtzebuurger Journal* kennen und der momentan seine Dissertation zu Thomas Kling an der Universität Heidelberg abschließt, nimmt den Katalogtitel wörtlich und begibt sich auf Spurensuche bei Léopold Hoffmann. Er verdeutlicht, welchen philologischen Mehrwert es bedeuten kann, auch die verworfenen Textstellen in den Blick zu nehmen. So zeigt er in seinem Beitrag zu Hoffmanns Gedicht *Fehlkonstruktion Mensch. Eine Parabel* auf, wie der Autor sich tastend, nach und nach korrigierend, zu einem verbindlichen, engagierten und klaren Lyrikgestus hinarbeitet. Germaine Goetzinger analysiert die Genese von Manderscheids *schako klak* aus den sogenannten Kutz-Fragmenten, die allesamt im Nachlass des Autors einzusehen sind. In steter Konfrontation mit der 1959 in Deutschland erschienenen *Blechtrommel* von Günter Grass entwickelte Manderscheid den uns als Christian bekannten Protagonisten aus *schako klak*, doch, und das zeigt Goetzinger klar und deutlich, lässt sich die Genese von den Kutz-Fragmenten hin zur Publikation von *schako klak* und den beiden Folgeromanen *de papagei um käschtebam* sowie *feier a flam* nicht verstehen, wenn man nicht die den Schreibprozess begleitenden Kommentare und Tagebucheinträge sowie Romankonstruktionsskizzen Manderscheids zu Rate zieht.

Der dritte Abschnitt des Katalogs konfrontiert den Leser mit Archivstücken, die unkommentiert dargeboten werden. Wir lesen die Originalhandschriften und Streichungen sowie die Korrekturen und Überschreibungen von Dicks, Nicolas-Édouard Becker, Félix Servais, Hary Godefroid, Nik Wampach, Jos Kolbach, Max Duchscher, Max Goergen, Alexandre Kinn, Aline Mayrisch, Albert Boschette, Suzon Hedo, Robert Gliedener, Rolph Ketter und Joseph-Paul Schneider. Dieser Teil

zieht den Leser dann, nach den Werkstattberichten und den Analysen, wirklich hinein in die Praxis schriftstellerischen Probierens. Die Lektüre dieses dritten Teiles ist, wie die der beiden ersten, ein Genuss. Und sie macht einmal mehr deutlich: Man versteht einen Text erst dann, wenn man seine Entstehung betrachtet.

Dieser Einsicht folgend, erscheinen freilich Jahr für Jahr Briefwechsel von Autoren oder historisch-kritische Ausgaben, die den Entstehungskontext eines literarischen Werkes erhellen. Für die luxemburgische Literatur sind solche Editionen bisher aber ein veritables Desiderat. Dazu kommt, und das gilt nun nicht nur für Luxemburg, sondern global, dass es selten Publikationen gibt, die, inhaltliche Qualität der Beiträge und Formschönheit der Gestaltung verbindend, das Thema Manuskript bzw. Entstehung von Literatur auf so zugängliche, ästhetisch anspruchsvolle und inhaltlich hochwertige Weise miteinander verbinden. Das ist in vorliegendem Fall gelungen.

Dieses Buch ist unverzichtbar für jeden, der sich mit luxemburgischer Literatur beschäftigt. Unverzichtbar ist es auch für jeden Philologen oder Historiker, der sich für die Entstehung von Literatur interessiert. Und es ist unverzichtbar für jeden, der schöne Bücher schätzt. Um auf den Design-Award zurückzukommen: Selten hat man ein Buch in der Hand, das formvollendeten Inhalt und Gestalt so perfekt in Einklang bringt wie der hier besprochene Katalog. „Schreiwen ass awer nu mol net Schwätzen“, schreibt Groeber im ersten Teil des Katalogs (S. 19). Analog könnte man sagen: Veröffentlichen ist nicht Gestalten. In den Händen hält der Rezensent ein perfekt gestaltetes und kaum aus der Hand zu legendes Buch, das dem Leser mannigfache Inspiration bietet. Ronvaux schreibt zu Beginn des Katalogs: „Et un jour, persuadé de s’être approché au plus proche de l’arrivée, on décide de jeter l’ancre.“ (S. 5) Der Herausgeber dieser Publikation hat zur rechten Zeit den Füller hingelegt, den Computer ausgemacht. Schöner und klüger kann ein Buch kaum sein.

**Henning Marmulla**